

A. ZACHER

WAS DIE CAMPAGNA ERZÄHLT

Richard Voss,

dem Meister der Campagnaschilderung

in treuer Verehrung

gewidmet.

Was die Campagna erzählt

(Erster Teil)

Vor den Toren Roms

von

Albert Zacher.

Frankfurt a. M.
Neuer Frankfurter Verlag. G. m. b. H.
1903.

Maschinensatz von Oscar Brandstetter in Leipzig.

Vorwort.

Die gütige Aufnahme, die meine früheren Rombüchlein in vielen Kreisen fanden, legte mir nahe, mit einem neuen herauszukommen, mit welchem ich den gleichen egoistischen Zweck verbinde, der mich zur Abfassung meiner „Römischen Augenblicksbilder“ anregte. In deren Vorwort — man verzeihe das Selbstzitat — schrieb ich: „Dann aber bedachte ich, daß ich „als Fremdenführer im Nebenamte“ oft und immer wieder stets dieselben Dinge zu wiederholen gezwungen war, weshalb ich mich ein für allemal entschloß, mir mein Führeramt zu erleichtern — und das Büchlein war fertig.“

Noch eine andere Erwägung leitete mich. Wer lange in Rom weilt, wie der Verfasser, und mit vielen Touristen verkehrte, wird gefunden haben, daß nur diejenigen wahren Genuß von ihrer Romreise hatten, welche morgens Museen und Kirchen, nachmittags aber die Campagna besuchten, da diese Ausflüge die beste Erholung nach dem Kunststudium bieten.

Nun haben aber die in Rom Ansässigen auch oft die weitere Erfahrung gemacht, daß trotz der vorzüglichen Reiseführer, wie G’sell Fels, Baedeker etc., nur wenige Rompilger dazu kommen, sich selbst die schönsten Ausflüge zusammenzustellen. Ja, sehr viele Reisende, die aus Erholungsbedürfnis oder Bequemlichkeit das „trockene Baedekerstudium“,

wie sie es nannten, zu lästig fanden, nahmen stets ihre Zuflucht zu Berufsfremdenführern oder zu ansässigen Freunden, um sich von diesen belehren zu lassen. So habe denn auch ich oft Gruppen von Freunden oder von Freunden empfohlener Fremden Pläne zu lohnenden Ausflügen aufschreiben, oder unbekanntere Landschaftsperlen durch persönliche Begleitung zeigen müssen.

Um daher meine hiesigen Freunde und mich zu entlasten — denn non semper repetitio juvat — schrieb ich dieses Büchlein, das nur Nachmittagsausflüge enthält, (ein zweites, das Tagesausflüge bringt, ist in Vorbereitung), Ausflüge, die zum Teil in den Reisebüchern noch nicht erwähnt, oder aber sehr kurz behandelt werden. Vielleicht darf ich mich mit der Hoffnung schmeicheln, mit dieser Arbeit einem Bedürfnisse entgegenzukommen. Jedenfalls sollte es mich freuen, wenn sie den Lesern etwas von der wahren Campagnabegeisterung mitteilte, wie sie sich in mir durch den Umgang mit befreundeten Künstlern entwickelte, die mich mit ihren Augen „sehen“ lehrten.

Noch eins. Das Büchlein soll die Reisebücher nicht ersetzen, sondern nur hier und da ergänzen, und sollte diese Ergänzung stellenweise nicht gelungen sein, so wäre der Verfasser für jeden Wink aus dem Leserkreise herzlichst dankbar.

Rom, Ende Januar 1903.

Dr. Albert Zacher.

Inhaltsverzeichnis.

Der Pincio.

„Wie? Der Pincio gehört doch nicht zur Campagna!“ wird mancher sagen. „Was hat er also hier zu tun?“ Der Einwurf ist richtig. Aber, wer eine Romreise tut, pflegt gemeiniglich, wenn er sich von Staub und Rauch gereinigt hat, zum Monte Pincio zu eilen, um hier in gedrängter Übersicht die Genüsse, die ihm winken, aus der Vogelschau zu bewundern. Der Gang zum Pincio ist die Ouvertüre zum Aufenthalt in Rom, also auch die Einleitung zum Studium der Campagna, die wir zum Teil hier erblicken, um so mehr, als sich vom Pincio aus auch das Wahrzeichen Roms, der ewige Petersdom, der den Campagnafahrer stets begleitet, am besten namentlich gegen Abend präsentiert. Aber der Pincio ist noch mehr. Freilich werden wir dessen erst inne, wenn wir dieses herrliche Gartenbollwerk, diesen „Hügel der Gärten“, wie er bei den Alten hieß, des öftern besucht, und uns zugleich ein wenig im Werden und Wandeln der ewigen Stadt umgesehen haben. Dann ist uns der Pincio nicht bloß mehr Aussichtspunkt, dann ersetzt er uns Schule und Museum, und wird zur Offenbarung, kurz, zur Kulturstätte des Schönen.

Vielleicht in keiner andren Stadt der Welt drängt sich dem empfänglichen Wanderer der Geist der Vergangenheit so gebieterisch auf wie in dem ewig jungen Rom, und das schafft ja eben den unvergänglichen Reiz, jenen Zauber, dem jeder Rompilger unterliegt, und schafft auch das Heimweh, das jeder, der einst Rom geschaut, im Norden nach ihm empfindet. Auf Schritt und Tritt löst sich dem schönheitsfreudigen Wanderer das Schweigen der Vorzeit, und nicht nur die Steine reden ihm von der Pracht des Gewesenen. Das erfährt besonders der Reisende, der, anstatt von der Piazza del Popolo aus zum Monte Pincio aufzusteigen, von der Via Sistina aus dem Höhenrücken folgt, welcher in langsamer Steigung zu dem Hügel leitet, der den nördlichen Eingang Roms beherrscht. Hat man die Sistinische Straße durchschritten, so steigt der Obelisk vor der Kirche Trinità de' Monti vor uns auf und mahnt an das Hieroglyphenland und seine römischen Bezwinger. Wenige Schritte — und entzückt schweift unser Auge über das im Talkessel gebettete nördliche Rom bis hinauf zur Villa Mellini auf dem cypressenbestandenen Monte Mario. Zu unsern Füßen aber geleiten die mächtigen Stufen der Spanischen Treppe, die Innocenz XIII. erbaute, zum Spanischen Platze hinunter. Farbenfrohes Treiben auf den Marmorfliesen! Modelle in bunter Hirtentracht, die des dingenden Malers harren und sich die Wartezeit, die lästige, mit Singen und Tanzen verscheuchen, mischen sich unter niedliche Blumenmädchen. Hoch zu unserer Rechten erklingt Orgelgebraus und süßer Frauensang dazwischen. Wir blicken auf zu der mächtigen Kirche, die uns von Karl VIII. und der französischen Invasion erzählt, und lauschen: die frommen

Nonnen von Sacré Coeur singen vielleicht gerade eine von den Motetten, die einst Felix Mendelssohn für sie komponierte.

Weiter geht der Weg. Zur Linken drängen sich flache Dächer an die Brüstung heran. Junge Seminaristen in schwarzem Talar wandeln auf ihnen, aber in anderes Sinnen vertieft, als einst Joseph Viktor Scheffel auf Don Paganos flachem Dachlabyrinth in Capri. Weiter! Der bekannte lebende Tunnel aus immergrünen Steineichen nimmt uns auf. Wir stehen vor der berühmten Brunnenschale, über welcher ein Kreisausschnitt in der grünen Wand den herrlichsten Rahmen zur lichtgebadeten Peterskuppel schafft. Zur Rechten aber türmt sich die Villa Medici auf, seit Jahren das Heim der französischen Künstler, die nach siegreichem Wettkampf daheim den Preis für einen Studienaufenthalt in Rom davontrugen. Diese französische Akademie war aber auch einst das Gefängnis von Galileo Galilei! . . .

Im Weitergehen macht sich die lebendige Gegenwart sinnfällig geltend; zur Linken begleiten den Wanderer auf sanftem Abhang Blumenbeete, Treibhäuser, in romantischem Dunkel plätschernde Brunnen, am Talrand drängt sich Atelierhaus an Atelierhaus, und manchen bekannten deutschen Malersmann entdeckt man bei der Arbeit auf luftiger Terrasse. Zur Rechten aber wuchert an steiler Felswand üppigste Flora: Efeu, wilder Wein, Agaven, Riesenkakteen...

Endlich ist man oben auf der von weit ausladender Steinbrüstung umrahmten Aussichtsterrasse. Man steht geblendet. Abgebraucht ist es zwar das Thema vom römischen Himmel, von der römischen Sonne, und doch ist's dem Glücklichen, der es erlebt,

ewig neu. Licht überall, von allen Seiten drängen, schmiegen und schmeicheln sich seine Strahlen, und die von diesen geschaffenen blendenden Farben uns zu; ja, man scheint sie einzuatmen, diese köstliche Helle, einzusaugen mit allen Poren, und mit ihr zugleich die sonnigste Heiterkeit. Den Armen müssen schon bittere Qualen foltern, der hier sich nicht glücklich fühlt. Welch Panorama vor uns! Die Peterskuppel in ihrer erhabenen Pracht blickt feierlich auf den gedemütigt staunenden Beschauer, und vergebens mühen sich daneben in dem Türme-, Häuser- und Palastgewimmel unter uns die Dutzende und aber Dutzende von kleinen Kuppeln sich aufzurecken, um Beachtung zu erzwingen. Im Süden ragt das Kapitol auf und der baumgekrönte Palatin, im Südosten die Königsburg auf dem Quirinal, und auf dem grünen Rücken des Janikulus im Westen schimmern die bunten Villen, blitzt der dreifache Wassergruß der Aqua Paolo und reitet der eherne Garibaldi auf hohem Sockel, Wache haltend gegenüber dem Vatikan, in dessen grüner Gartenpracht die weiße Kuppel der Sternwarte blinkt. In der Mitte des Häusermeeres jenseits des Tibers trotzt die Masse des Hadriansgrabes, die Engelsburg, auf deren Spitze Erzengel Michael das blitzende Schwert schwingt. Jahrtausende schauen zu uns herauf; denn zuletzt haftet unser trunkener Blick an den Obelisken, der das weite Rondell zu unsern Füßen, die Piazza del Popolo schmückt, und an den beiden Schiffsschnabelsäulen, die auf der ersten Terrasse der Pincioanlagen von dem ersten Seesieg der Römer erzählen. Jetzt bewundern wir auch, wie die Erbauer dieser Anlagen den Weg von unten zur Basteiplattform, auf der wir stehen, künstlerisch zu beleben verstanden

haben mit Terrassen, Arkaden, Statuen und Springbrunnen.

Die Fülle der Eindrücke ist zu groß. Man wendet sich zum Atemholen nach rückwärts und fällt in neues Staunen; denn man erblickt eine Gartenpracht, die selbst den Reisenden überrascht, der schon in Nervi, Pegli, Nizza lustwandelte. Unmittelbar vor uns, hinter den Ruhebänken der Terrasse, ein weiter Sandplatz, abgeschlossen durch ein Halbrund von Palmen, über das sich, ein wirksamer Hintergrund für die Musiktribüne, eine dunkelgrüne Wand von Steineichen erhebt. In der Mitte öffnet sich die Wand, und der nordische Gartenfreund, der in der Heimat nur die Treibhauspracht kennt, bewundert hier im Freien neben der Fächerpalme den Mahagonibaum, die Aloe, den Akanthus, den Granatbaum etc., dazwischen Magnolien, Oleander und Rhododendron in einer Schönheit und Üppigkeit, die alle Erwartungen schlagen. Man wagt kaum noch, diese harmonische und duftende Symphonie der Farben in ihre einzelnen Teile zu zerlegen, und träumt sich allmählich in die Vergangenheit hinüber, in die Zeit, da der Schwelger Lucullus an diese Stätte asiatische Blumenpracht verpflanzte, und so die nach seinem Namen benannten Gärten schuf, deren Pracht noch nach hundert Jahren so erstaunlich war, daß Messalina, um in ihren Besitz zu kommen, nicht den Mord an ihrem Eigentümer Valerius Asiaticus scheute. Nach Messalinas Ermordung blieben die Gärten kaiserlich, bis sie an die Familie der Pincii gelangten. Nach den Gotenkriegen, während derer Belisar hier oben wohnte, ward der Gartenhügel durch fromme Mönche zum Weinhügel gewandelt, bis Napoleon I., und später Mazzini, ihn dem alten Berufe

zurückgaben. Napoleon schuf die jetzigen Anlagen, und Mazzini verschönerte sie, namentlich auch dadurch, daß er die zahlreichen Büsten der berühmtesten Italiener in den Alleen aufstellte.

Die Klänge von Wagners „Walkürenritt“ wecken uns. Es ist vier Uhr geworden, und das römische Stadtorchester in seinen grünen Uniformen und den grünbebuschten Bonapartehüten hat das Konzert begonnen.

Nun sehen wir auch das Publikum. Kosmopolitisch ist's; denn es ist Spätherbst, und die Reise- und Pilgersaison hat wieder begonnen. Neben der in roter und blauer Seide funkelnden Amme aus dem Sabinerlande gleißen die purpurroten Talare der Priesterkadetten aus dem Collegium Germanicum. Vor dem deutschen Fremden im Lodenmantel drängt das Blumenmädchen, ein Hirtenkind aus dem Volskergebirge, dem römischen Stutzer ein Sträußchen auf. Im Vordergrunde aber disputieren vor dem befrackten Carabiniere aus den Schneebergen Piemonts zwei französische Geistliche . . . dem Völkergemisch entspricht das Sprachengewirr. Im Hintergrunde erblicken wir — die Wagenburg.

Der Pincio ist die Krone der täglichen Korsofahrt, und dieser tägliche Korso bildet ja den Lebenszweck aller römischen Damen, die zur Gesellschaft gehören. Den ganzen Tag bleibt die feine Römerin im Negligé daheim, bis es Zeit ist, Korsotoilette zu machen; dann besteigt sie mit dem Gatten die Carrozza und, nachdem sie in mehrfacher Hin- und Herfahrt auf dem Corso Umberto den täglichen Appell über die übrigen Mitglieder der „Gesellschaft“ abgehalten hat, geht sie zur Rast auf den Pincio, der so zum

Stelldichein alles dessen geworden ist, was sonst die Politik grausam trennt. Neben der „schwarzen“ ist auch die „weiße“ Aristokratie vertreten. Die glänzendsten Namen der römischen Geschichte des Mittelalters hört man; in reichen Toiletten erscheinen die Damen der Häuser Aldobrandini, Colonna, Borghese, Albani, Buoncompagni, Odescalchi, Doria, Chigi etc. Zu ihnen gesellen sich die Damen des diplomatischen Korps. Kaum halten die Wagen, so eilen die Herren, um im Zickzackgange Besuche abzustatten, von Equipage zu Equipage. Recht formgewandt huldigt man in Rom den Damen; denn die Römerin, die sehr auf guten Anzug, auch bei den Herren, hält, sieht auch sehr auf feine Sprache. Plötzlich stockt die Unterhaltung. Ein Galawagen zieht auf, besetzt von Lakaien in Kniehosen und rotem Frack. Würdevoll, ernst tut Principe Massimi seine tägliche Pflichtfahrt. Da er von Fabius Maximus Cunctator abstammt, rangiert er unter den souveränen Familien, folglich fährt er auch mit souveränem Pomp.

Wir retten uns aus dem Gedränge in die hinteren Alleen, welche schöne Ausblicke auf den borghesischen Park und die nördlichen Hügel bieten. Viele glückliche Menschen wandeln still zu zweien, einsame Damen schmachten auf umschatteten Bänken à la Duse — „duseggiare“ nennt der Römer ihr kokettes Tun nach der berühmten Schauspielerin — vom Kindertummelplatz mischt sich Jubelgeschrei in die Klänge des Orchesters.

Wir warten jetzt auf den Sonnenuntergang. Dann treten wir zur Terrasse zurück. Der westliche Himmel flammt auf. Die Peterskirche ist auf Goldgrund gemalt. Die Konturen der Stadt verschwinden, die

Hunderte von Türmen und Kuppeln versinken im violetten Duftmeer, und gespenstisch wächst Michelangelos Riesenschöpfung, die Kuppel des Petersdoms, in die Höhe. Der Pincio leert sich, nur manch ein empfindsamer deutscher Rompilger, der an die Abfahrt denken muß, weilt noch seufzend an der Balustrade, festgebannt von dem Goldmeer, in dem der Vatikan schwimmt. Wie gerne möchte er dem davoneilenden Sonnenwagen in die Speichen fallen. Doch die Nacht bricht ein — und der Pincio wird geschlossen. —

Reisenden, die im Frühling den Pincio besuchen und die Apotheose der untergehenden Sonne allzu lang erwarten müssen, empfiehlt sich zur Ausfüllung der Zwischenzeit ein Gang in die mit dem Pincio verbundene Villa Borghese, die man nicht oft genug besuchen kann, namentlich im März und April, wann die Blumen sprießen. Viele Reisende betreten den herrlichen Park ja nur des Museums wegen, das er umschließt, und doch wetteifert mit der Kunstherrlichkeit dieses Museums die Zauberschönheit der Gartenlandschaft nicht umsonst. König Ludwig I. von Bayern und Tieck werden nicht müde, der unvergeßlichen Villa zu danken, deren Alleen, Brunnen, Bäume, Wiesen und Lauben Goethe inspirierten, während er „Tasso" und „Iphigenie" schrieb. „Wie oft!" ruft Tieck aus, „habe ich hier den süßen Nektar des Lebens getrunken!" Schön und groß ist diese Villa, und wer sie nicht genauer kennt, kann sich keine Vorstellung machen von dem Glanz und dem durch Kunstsinn geadelten Reichtum der römischen Principifamilien der Renaissance. Schon die hier und da zerstreuten Reste

des Altertums sind so reich, daß sie ein Museum füllen könnten. Und nun erst die Baumpracht in der Frühlingssonne! Der Himmel ist wolkenlos, kein Nebel, kein Schleierduft trübt den Blick, eine von Tau oder Regen gebadete Rose könnte nicht reiner, nicht frischer aussehen, als die Baumsymphonie, die uns umgibt. Die leise vom Tiber her wehende Brise streicht durch die Wipfel, umschmeichelt die Riesencypressen, die knorrigen Eichen und die ernsten, ruhigen, vornehm großen Pinien. Überall riecht, duftet es nach Frühling, nach taugeküßter Erde, treibendem Saft und Harz, und Anemonen und Veilchen duften dazwischen. Jeden Augenblick ändern sich die Bilder, bald sehen wir dichtes Baum- und Strauchgewirr, durch dessen Laubfilter das Sonnenlicht nur in goldnen Tropfen durchsickert, bald elegante, hohe Alleen, bald immense Wiesen, dazwischen klassische Tempel, Rasenhügel und Täler, Seen und Teiche, und formenschöne Springbrunnen in großer Zahl. Der Blumenschmuck der Wiesen ist so unglaublich reich, daß der nordische Fremde, der ihn zum ersten Male schaut, seinen Augen nicht glaubt, und erst gläubig wird, wenn er mit vollen Händen in dem schier unerschöpflichen violett-rosa Duftmeer wühlen kann, das so tief ist, daß unsere Augen das darunterliegende Wiesengrün kaum zu entdecken vermögen.

Castello Costantino.

Auch dieses Ausflugsziel gehört ebensowenig, wie der Pincio, zur eigentlichen Campagna, dafür gestattet es aber einen der schönsten Blicke auf diese. Egoistische Archäologen und Künstler behaupteten sogar Jahrzehnte lang, es biete das schönste Panorama, das Rom kenne, und so umgaben sie es mit undurchdringlichem Geheimnis, auf daß kein durchreisender Tourist sie störe. Erst seit kurzem ist das Schloß des Kaisers Konstantin dem Weltverkehr erschlossen.

Zwar vom Schlosse selbst besteht nichts mehr, aber auf seiner Stätte ragt jetzt eine Osteria, die wegen der nahen Kirche gleichen Namens auch Osteria di Santa Prisca heißt.

Auf dem Aventin liegt die berühmte Schloßkneipe. Wir müssen uns also in unserer historischen Rumpelkammer umsehen, um den Ausflug auf den an geschichtlichen Erinnerungen überaus reichen Hügel so stimmungsvoll wie möglich zu gestalten.

Zunächst einige Vorbemerkungen. Wer Überraschungen liebt und die Aussicht vom Castel Costantino erst am Spätnachmittage genießen will, besuche zuerst das Forum, dann das Kolosseum, ziehe darauf druch den Konstantinsbogen, die Via di San Gregorio und den Viale die Porta San Paolo entlang, bis er rechts den langsam ansteigenden Fahrweg Via di

S. Prisca findet. Hier hinauf und hinter der Kirche S. Prisca rechts ins erste Gartentor hinein.

Ein zweiter Weg der Überraschung: Elektrische Bahn von Piazza Venezia — S. Paolo bis in das Testaccioviertel. Halt an der Via Alessandro Volta. Ihr gegenüber führt ein schöner Hügelweg die Via del Priorato zum Kloster S. Anselmo (s. unten).

Aber alle Wege führen zum Aventin. Nehmen wir also den gebräuchlichsten und schlendern zunächst von Piazza Venezia zu den Füßen des Kapitols. Rechts von der Treppe biegen wir in die Via di Tor di Specchi ein, die zur Piazza Montanara führt, auf der Sonntags nachmittags das bunteste Volksgewimmel herrscht, da sich die Hirten und Landarbeiter der Campagna hier ihr Stelldichein geben. Man besichtige das Marcellustheater, dann weiter geradeaus auf der Piazza della Bocca di Verità den Rundtempel des Sole (auch Vestatempel genannt), das dahinterliegende Haus des Cola di Rienzi und die schöne Kirche Maria in Cosmedin. (Ist viel Zeit vorhanden, so mache man auch einen Abstecher zum nahen Janusbogen und zur Cloaca Maxima.)

Rechts von S. Maria in Cosmedin geht es nun über die Via Greco nach der von Mauern eingeschlossenen Via Sabina. Zur Linken erblicken wir hier durch ein Gittertor üppige Gartenpracht, wir bemerken Rohr, Cypressen, Aloestauden, Agaven, und diese reiche Flora schmückt den alten Kirchhof der Juden, die man also früher nach ihrem Tode auf den Berg verbannte, der in den Zeiten der alten Römer

als der Berg der Plebejer verrufen war. Seitdem König Ancus Marcius die besiegten Latiner auf dem Aventinus (Vogelberg) ansiedelte, war dieser verachtet. Selbst zur Kaiserzeit wurde er noch nicht zur eigentlichen Stadt gerechnet, obschon er schon wegen seiner schroffen den Tiber beherrschenden Höhe als strategischer Punkt in die Befestigung einbezogen worden. Auch heute noch ist der Berg ganz einsam und fast unbewohnt.

Wie wir weitersteigend rechts um die Ecke biegen, fällt uns im Vordergrunde ein Riesenplakat auf, welches das Lob der Osteria del Castello di Costantino singt, doch lassen wir uns noch nicht verlocken, sondern ziehen rechts unsere Straße weiter, stets zwischen hohen Mauern. Bald zeigt eine Lücke zur Rechten, wo ein Zweig der Via Sabina hinabführt, ein herrliches Panorama. Weiter kommen wir an die alte Kirche S. Sabina, dann zum Blindeninstitut, in welchem die durch die bekannte rührende Sage verherrlichte Kirche S. Alessio (Alexius) liegt, doch uns drängt es bis zum letzten Tor rechts gegenüber dem Benediktinerkloster S. Anselmo. Ein Bettler naht sich uns und zeigt mit einem Gemisch von Triumph und Schüchternheit auf eine Messingplatte, die ein kleines Schlüsselloch umschließt.

Wir schauen hindurch — doch verraten wir unsern Begleitern nicht, was wir gesehen. Das ist Pflicht der Höflichkeit. Man soll denen, die zum ersten Male nach Rom kommen, die Freude der Überraschung nicht rauben. Nie werde ich den Eindruck vergessen, den ich empfing, als ich am ersten Tage, den ich in Rom weilte, durch dieses Schlüsselloch schaute.

Der Bettler läutet; ein Pförtner erscheint und

führt uns in den Park der Malteservilla hinein. Ein Tunnel aus kunstvoll gestutztem Buchsbaum zieht sich bis zur Terrasse hoch über dem Tiber, die ein Panorama bietet, das —! —! Unter uns liegt der Hafen Ripa Grande vor dem langgestreckten Sankt Michaelhospiz, hinter und über diesem schauen wir Pietro in Montorio mit der spanischen Akademie, zur Rechten die Loggien des deutschen archäologischen Instituts auf dem Kapitol, und daneben die deutsche Botschaft. Dann fällt unser Blick auf die Peterskuppel, auf die Villa Mellini, welche die Kuppe des Monte Mario (s. Seite 57) krönt, und den zackigen Kopf des Monte Soracte.

Alles in allem ein überwältigendes Bild! Nun lassen wir uns vom Pförtner die Kirche und das Haus der Malteserritter aufschließen; denn oben im Kapitelsaale, wo die Bildnisse aller Großmeister hängen, geht ein Fenster nach Westen und wiederholt uns die Terrassenaussicht, gegenüber aber gewährt ein andres Fenster den Blick auf den ganzen Aventin und die fernen Albanerberge.

Mittlerweile ist es Zeit geworden, zu unserem Ziele zu gelangen. Wir kehren den Weg zurück, den wir gekommen, bis zur Rechten wieder das Riesenplakat winkt, und die Straße nach S. Prisca abbiegt. Wo diese sich zu senken beginnt, ragt links ein Gartentor. Wir treten ein, links grüßt ein Weingarten, rechts eine Klostermauer, vor uns blinkt ein tunnelartiges Tor, das durch ein schönes Landschaftsbild ausgefüllt ist. Vor dem grauen, alten, kastenförmigen Bau zur Rechten halten wir still und steigen die kleine steile Treppe hinan, die zu einem hallenartigen Raum führt, der in uns die Erinnerung an die Vorstellung

wachruft, die wir uns in Deutschland von der „italienischen Osteria an sich“ zu machen pflegen. Wir durchschreiten ihn und kommen in einen kleinen Gang, der das

Museo di Castello di Costantino

enthält. Hier müssen wir unbedingt verweilen, um ... nun, um einen Begriff von dem Humor der Römer zu bekommen. Selbst Deutsche, die längere Zeit in Rom weilen, aber nie den Römer im familiären Verkehr kennen lernen, lassen sich ja durch die ernste Haltung, die dieser gemeiniglich in der Öffentlichkeit zeigt, zu dem irrigen Urteil verleiten, daß der Römer immer trocken und steif sei.*) Zum näheren Verständnis sei hier bemerkt, daß die römischen Archäologen und Künstler alljährlich in der Konstantinsosteria ein feierlich Symposion abzuhalten pflegen, und daß bei diesen periodischen Banketten der Gedanke entstand, ein „Museum“ zu gründen, das als Selbstpersiflage der Archäologen Zeugnis davon ablege, wie Humor sich mit Gelehrsamkeit verbinden könne.

Zunächst bemerken wir eine Urkunde, durch welche Kaiser Konstantin der Nachwelt kund tut, daß er hier in der Nähe des Dianatempels im Jahre 1061 der Stadt (308 nach Chr.) dieses Schloß erbaut habe, um „im Anblick der Stadt und im Kranze vieler schöner Jungfrauen Bankette“ abzuhalten. Weiter fällt uns ein verrostetes Riesenschwert auf, das, wie Konstantin durch eigene Unterschrift bekräftigt, einst ihm gehörte.

*) Siehe die Streiche des römischen Tolstoiklubs in den „Römischen Augenblicksbildern“.

Die Frankenkönige Ascarius und Regaisus tötete er damit, sowie auch den Kaiser Maxentius an der milvischen Brücke. Später schwang es der griechische Held Belisar gegen die Gotenkönige Vitiges und Totilas. Der Besitzer des Museums ist aber ein edler Mann. Englische Sammler boten ihm zwei Millionen Pfund Sterling für dieses Schwert — und er gab's nicht her. Unter Glas finden wir weiter ein Hufeisen von Konstantins Streitroß, und einen meterlangen Riesenschlüssel, den, wie die zugefügte Urkunde besagt, Konstantin stets bei sich trug. Im Kriege benutzte er ihn als Keule, und nicht weniger als 500000 Goten und Sarmaten erschlug er mit ihr. Auch den Helm Konstantins erblicken wir hier, den später Geiserich, der furchtbare Vandalenkönig, benutzte. „Im Jahre 1700 wollte ein Häuflein deutscher Archäologen dies Kleinod rauben, aber der Kastellan schlug sie mit Konstantins Schwert in die Flucht." Noch andre Schätze finden wir nun, so eine große etruskische Tasse. Die begleitende Inschrift besagt: „Dieses ist die Tasse Konstantins, in der ihm seine Gemahlin Fausta, wenn er in schlaflosen Nächten an der Influenza litt, Malven- und Lindenblütentee reichte. Diese Tasse entstammt von Lucumo, dem Etrusker. Napoleon I. wollte sie dem Museum von Paris einverleiben, doch der treue Kastellan lieferte sie nicht aus." — Die Krone aller Museumsschätze bildet aber die Imitation einer sogenannten „lapide", die zum Spott und Hohn auf die auch von den Päpsten allzuoft verübte „steinerne Inschriftenwut" hier angebracht wurde. Sie lautet in dem bekannten pomphaften Lapidarstil:

Questa Memoria ricorda
ai Posteri
Quando la moglie di Costantino
Nella fine del III secolo
Precipitava da questa scala
E con le sue parti carnose
la fracassò
Rendendola impraticabile.
Il Castellano nel secolo XIX
la riedificò
*Perpetuandone la Memoria**).

Wir verlassen das Gang-Museum, steigen einige Stufen hinauf, und mit einem Ah der Überraschung begrüßen wir das herrliche:

Panorama der Campagna,

das uns wie in einem Kompendium alle die landschaftlichen Schönheiten zusammenfaßt, die wir in unseren spätern Ausflügen noch im einzelnen näher kennen lernen wollen. Der Wirt hat in seinem Plakat nicht zu viel gesagt. Solch ein Panorama, das links und im Vordergrunde fast ganz Rom, und rechts den

---

*) „Dieser Gedächtnisstein erzählt den Nachkommen — Als die Gattin Konstantins — Gegen Ende des dritten Jahrhunderts — Diese Treppe hinabfiel — Und sie mit ihren üppigen Formen zerschmetterte — Und sie unbrauchbar machte — Stellte sie der Kastellan im neunzehnten Jahrhundert wieder her — Und verewigte so ihr Andenken.“

schönsten Teil der Campagna umfaßt, bietet in gleicher Schönheit und Mannigfaltigkeit kein andrer Aussichtspunkt in Rom. Zuerst sind wir geblendet, da wir die Empfindung haben, als seinen wir auf der Plattform eines Rundgemäldebaus. Nach dem ersten Staunen wird der bewundernde Blick magisch angezogen von den Bogennischen des Palatins, die gelbrötlich flammen. Dann schweift unser schnell reisendes Auge über die Campagna, die einem grünblauen See gleicht, nach den Albanerbergen und deren Perle Frascati, das wie ein Rosenbouquet am Busen der Berghalde prangt. Bei der Rückkehr vom Mons Albanus entdeckt dann unser suchender Blick das Grabmal der Caecilia Metella. Und im Vordergrunde blinkt und gleißt aus dunklem Laubversteck der goldene Palast der Villa Mattei, flankiert von der hohen Innenwand des Kolosseums. Hinter ihm aber tauchen die Marmorbilder auf dem Dache des Laterandoms auf. Wir sehen auf der andren Seite den wie ein flammender Erzengel hoch zu Roß einherreitenden Garibaldi über dem Janiculus, dann im Kreise uns drehend den Monte Mario, den Pincio, vor uns den Turm des Kapitols, dann die goldig glühende Masse des Quirinals, dahinter rechts den sogenannten Neroturm, und kehren dann zum baumgekrönten Palatin zurück, der einige Stellen weist, die Böcklin gemalt haben könnte. — Palatin!

„O kaiserlicher Berg! Was ist der Erde Macht?
— — —
Schreibt die Geschichte auch der Bände viel,
Wo wäre besser sie als hier geschrieben?
Hier, wo der üpp'gen Herrscher Wunsch und Will'
Vereint, was Aug' nur, Ohr und Herz mag lieben.

Was sollen Worte noch? schau selbst, was hier geblieben!
Bewund're, jauchze, weine und veracht'!
Du kannst hier Stoff zu diesem allem finden,
O Mensch, der ewig wechselnd weint und lacht,
Schau, wie sich Zeiten hier und Reiche binden
Auf diesem Berg, der, eh' sein Glanz mußt' schwinden,
War eines stolzen Reiches Ehrenmal,
Das prächtig leuchtend seinen Ruhm mußt' künden,
Bis heller sich entflammt der Sonne Strahl!
Wo ist sein golden Dach? Wo sind, die's bauten all?" *)

Zufällig entdecken wir jetzt, daß die Albanerberge sich in tiefere Farben gekleidet haben. Darin liegt ja der Hauptreiz der Terrasse des Konstantinsschlosses, spätnachmittags bei einem guten Glase Wein den Sonnenuntergang zu erwarten und den Farbenwechsel zu bestaunen, den das sinkende Tagesgestirn auf der Campagnaebene und den Bergen hervorzaubert. Mit Worten läßt sich dieses prächtigste aller Sceneriekunststückchen der koketten Mutter Natur nicht beschreiben, und es mit Farben zu schildern, wäre ebenfalls kühn, sind doch die Fälle gar nicht so selten, daß Maler, die mit vollendeter Beherrschung der Technik Gewissenhaftigkeit in der Wiedergabe des Wirklichen verbinden, wegen ihrer italienischen Bilder bei uns im deutschen Norden als Phantasten und Fabeldichter verketzert wurden.

Unmerklich kommt man ins Träumen hinein, immer wieder schaut man auf den Palatin und wundert sich über das reiche Leben, das Frau Sonne, die allerweckende Farbenkünstlerin, aus seinen Ruinen her-

*) Byron. Childe Harold. 4. Gesang.

vorzaubert, und besonders ziehen uns die Ruinen des von Septimius Severus erbauten Septizoniums an, eines Schau- und Prunkgebäudes, vergleichbar dem Maximilianeum in München, das dem aus dem Süden kommenden Reisenden den ersten Gruß der Kaiserstadt brachte. Nur ab und zu überschleicht uns auch ein Gefühl des Ärgers, wenn drunten im Tal hinter den Cypressen des alten Judenfriedhofs die lästige Gasfabrik ihren qualmenden Rauch entsendet. Wann wird der Tag kommen, da sie dahinsinkt, und an ihrer Statt die Pracht des alten Circus Maximus wieder aus dem Erdgrab aufersteht und uns von den Tagen erzählt, da hier zweihunderttausend Menschen entzückt den Wettrennen und Kampfspielen zujauchzten?

Rund um die Mauern Roms.

Den meisten Reisenden fehlt oft die Zeit dazu, längere Ausflüge zu machen, die ihnen Roms wunderherrliche Umgebung kennen lehren könnten, oft auch spielt ihnen das Wetter einen Streich. Aber beiden Arten von Romreisenden, den Zeitarmen und den vom Wetterunglück Verfolgten kann geholfen werden, wenn sie eine Fahrt um die Mauern Roms machen, die seltsamerweise noch von keinem Reisebuch beschrieben wurde.

Wer sich eine Wagenfahrt leisten kann, oder ein Zweirad, oder gar ein Automobil besitzt, kann die Fahrt in wenigen Nachmittagsstunden behaglich be-

endigen, als Spaziergang ist die Umkreisung Roms ja auch nicht zu verachten, vielleicht lohnt sie auch am meisten, aber sie erforderte doch wohl einen ganzen Tag.

Übrigens handelt es sich um eine sichere Tour, auch für den, der noch an Brigantenfurcht leiden sollte; verliert man doch keinen Augenblick die Fühlung mit der Stadt. Man tut auch für alle Fälle gut daran, Sinn für Landschaft, Phantasie und einiges historisches Verständnis mitzubringen.

Die Reise beginnt am besten von Piazza del Popolo aus. Also durch das flaminische Tor. Zwischen der Villa Borghese und den Bastionen des Pincio betreten wir die Via delle Mura. Links grüßen die Baumriesen des Parks, rechts oben winken die Pinien der ehemaligen Gärten des Lukullus. Die Straße wendet sich plötzlich nach Süden, langsam aufsteigend. Eine malerische Ecke! Links ragt ein mit Adlern und Greifen geschmücktes Renaissancetor, ihm gegenüber durchdringt der rötlich schimmernde Rest eines antiken Gebäudes mit interessantem Netzmauerwerk die von wucherndem Efeu überhangene Stadtmauer. Im Zickzack steigt es weiter. Der Blick auf die Borghesischen Haine und Wiesenflächen wird immer entzückender; rechts taucht die Hinterfront des Pincio-Bollwerks auf, dessen massive Bogen und Pilaster als Krönung die dunkelste Pinienpracht zeigen, grell abstechend gegen den blauen Himmel. Gegenüber ragen hohe deutsche Tannen im Verein mit Riesenkastanien und üppigem Ahorn in des Himmels Azur hinauf. An der Grenze des Pincio winkt uns ein Bouquet aus Palmen und Kakteen den Abschiedsgruß. Die Stadtmauer, die sich jetzt unterhalb der Villa Medici hinzieht, verschwindet

unter dem grünsten Schlinggestrüpp, aus dem mit großen neugierigen Fensteraugen die Ateliers der Pariser Sieger im Rompreis hervorlugen. Welche Motive für den Landschaftsmaler! Welch Farbenspiel! Alle Schattierungen von braun, blau und grün sind vertreten, und von links tritt jetzt noch das Schwarzdunkel der ernsten Cypressen hinzu.

Ein neues Bild. Nach steilem Sprung stehen wir vor dem kleinen Turmtor, der Porta Pinciana. Vorbei die Einsamkeit. Aus dem ludovisischen Viertel strömt der Spaziergänger Flut zur Hintertür der Borghesischen Villa. In unserem Geiste steigen die Gotenkriege auf; denn mit der alten Porta ist der Name Belisar verknüpft.

Die aurelianische Stadtmauer wird niedriger, einförmiger. Eine noch minderjährige Platanenallee öffnet sich, links protzt eine amerikanische Palastvilla mit der stolzen, aber nicht recht verständlichen Inschrift: „Never give up.“ Soll das eine Mahnung an die Neurömer sein? Moderne aber langweilige Mietspaläste begleiten uns zur Linken, nur durchbrochen von einem hohen braunroten Klosterbau mit schöner romanischer Kirche. Zum Glück bieten auch die Querstraßen schöne Ausblicke auf die Villa Borghese und die Campagna mit ihren festungsartigen Meierhof-Gebäuden.

Nächste Station: Porta Salaria. Nur der Name ist leider antik, doch der Rest eines Römergrabes erinnert uns daran, daß wir auf klassischem Boden stehen. War es nicht in Untersekunda, als wir zuerst deinen Namen hörten, salarisches Tor, in jenen glücklichen Tagen, da uns Cicero mit der ersten katilinarischen Existenz bekannt machte? — Belisar und

Vitiges kämpften an dieser Stätte lange verzweifelt miteinander.

Doch die Fahrt geht weiter, das hastende Leben der mit Maultierkarren und den malerischen Weinwagen aus dem Albanergebirge gefüllten Straße, sowie eine Miniaturausgabe der Berliner Siegessäule rufen uns in die Neuzeit zurück. Wir sind an der „Bresche“ angelangt, durch die am 20. September 1870 die Italiener durchzogen. Hinter ihr ragen schlanke Cypressen in die Höhe, die Villa Bonaparte umsäumend, in der 1899 Lucian Bonaparte starb. Wenige Schritte weiter, und wir blicken durch das lange Viereck der Porta Pia über die Via Venti Settembre (die Straße des zwanzigsten Septembers) zum Quirinalspalast.

Zur Linken aber endigt die malerische Via Nomentana, die Lieblingspromenade der römischen Altbürger, mit dem überraschend schönen Panorama der Sabinerberge. Jetzt haben wir auch Augen für das unregelmäßige Platzrund, das dem Tor als Vorhof dient. Mit dem Rücken zum Tor, schauen wir rechts auf ein burgähnliches Landhaus, das einladend von einem Hügel herabwinkt, die katakombenberühmte Villa Patrizi, links aber verliert sich der Blick in ein volkreiches Viertel, reich an dem üblichen Zubehör: Schmutz, Elend, Kinderlärm. Die Kontraste wohnen nahe beisammen.

Weiter! Rechts quillt über die niedrige, braunrote Mauer üppigste Baumpracht, der berühmte Garten der englischen Botschaft scheint die altersmüden Ziegelfesseln sprengen zu wollen. Wir ziehen nach Süden. Eine Lücke in der Mauer führt zu den schönen Gartenhäusern, die einst Rudini und Siemieradski bewohnten

(das erstere ist jetzt russische Botschaft), eine andre Lücke zum Castrum Praetorium, das auch heute noch Kaserne ist. Zur Linken ein neuer Scenenwechsel. Ein weiter runder Platz hat die Straße verschlungen. Er verjüngt sich im Hintergrunde trichterförmig bis zu einer von dichtem Grün umdunkelten Stelle, wo drei moderne Prachtlandhäuser, zwei im Renaissance-, eines im gotischen Stil mit edlen Formen hervorleuchten. — Nun östlich! Die Campagna mit dem Monte Gennaro, dem Haupte der Sabinerberge, taucht vor uns auf. Der schroffe Herr, der sich seiner hohen Stellung bewußt, gern gegen allen Verkehr abschließt, hat das bläuliche Silberkleid, das er morgens trägt, mit einem violettrötlichen vertauscht. Zärtlich sieht er auf seinen geliebten Anio herunter, der ihm bei Tivoli gar zu viel Sprünge macht. Ob noch lange? Vielleicht kommen noch mehr seltsam bebrillte Menschen, die in den Händen Papierrollen und Meßstangen führen, um seiner Freiheit Übermut ganz zu bändigen. Ein Bein haben sie ihm ja schon gefesselt, — gewaltige Drähte ziehen sich plötzlich über unsere Köpfe. Die Kraftleitung ist's, die den Wasserfall von Tivoli zwingt, die Römer in bunten Tramwagen spazieren zu fahren und ihnen abends ein Licht aufzustecken.

Halt! Eine neue Ecke. Rechts zieht sich kahl und öde die prosaisch glatte Mauer, die nur von Zeit zu Zeit durch vierschrötige Halbtürme belebt wird, zur Linken prangt die Wissenschaft Neuroms. Wir passieren das Poliklinikum, d. h. die Versammlung der Prachtgebäude, durch welche Italien der Welt zeigen wollte, daß es auch in der Medizin eine Großmacht ist. Si capisce, wenn man einen Baccelli hat.

Leider sind die eleganten Gebäude schon seit zehn Jahren „fast“ fertig, und bis das „fast“ fortfällt, werden wohl wieder zehn Jahre vergehen; Zeit genug, daß die unbenutzten Räume sich stellenweise dem antiken Ruinen-Rom assimilieren können. Doch — solch politisch-pessimistische Gedanken halten nicht lange vor, wenn hinter und zwischen den klinischen Pavillons Tivoli so neckisch hervorlugt, daß man sich notgedrungen mit der koketten Bergschönen beschäftigen muß. Neben ihr funkeln im goldenen Sonnenlichte die Marktflecken S. Angelo und Monticelli. Die Bergkegel, auf denen sie thronen, sind so steilspitz, als seien es Kreisel, die ein Riesenkind aus Versehen liegen gelassen.

Die Bilder, die wir nun, der Mauer folgend, schauen, sind weniger schön. Der Militarismus löst die Wissenschaft ab. In rechtwinkligen Windungen umziehen wir ein kleines Fort und einen großen Exerzierplatz. Nur rasch weiter! Endlich klettern wir zur Höhe des sich langsam abdachenden Mons Esquilinus und kommen an ein antikes Tor, die Porta Tiburtina. Innerhalb derselben steht der Bogen des Augustus, durch welchen dieser drei Wasserleitungen über die Straße führte. Mehrere Inschriften, die zum Teil von Titus und Caracalla herrühren, bestätigen die Tatsache. Vor dem Tore aber erblicken wir die Reste des Torbaus des Arcadius und Honorius, Zeugen der absterbenden Kaiserzeit. Auch Stilicho, „der Restaurator der Mauern Roms“, verewigte sich hier. Folgen wir der Mauer, so verbrüdert sich noch auf einer langen Strecke das augusteische Zeitalter mit dem des Honorius; denn die Mauer, die in die Bogen der augusteischen Aquädukte hineingebaut ist,

zeigt noch neunzehn Türme des Honorius. Doch wieder entreißt uns das flutende Leben der Gegenwart dem Sinnen über Altrom. Allzuschön bietet es sich hier allerdings nicht dar, kommen wir doch zu der Eisenbahnunterführung Arco Bibbiano, die in der nächtlichen Verbrecherchronik oft verzeichnet ist, und tagsüber den vielen Leichenzügen, die zum Camposanto wallen, als Durchlaß dient. Trist und leidvoll, doch auch sehr schmutzig, ist das „quartiere Lorenzo“, das hier anhebt. Armut grinst aus den zur Zeit des Baufiebers geborenen Mietshäusern, Armut, Elend, Verbrechen und Schmutz. Die Natur aber kontrastiert wiederum in ihrer vornehmen Gleichgültigkeit mit der Not der Menschen. Blickt man die breite Zeile, die zum Friedhof führt, hinunter, so haftet der bewundernde Blick an der blauen sabinischen Felswand, die aus den Cypressen des Kirchhofs herauszuwachsen scheint.

Weiter! Südlich mit einer kleinen Wendung nach Südosten. Zur Linken werfen wir schaudernd einen Blick in die Nebenadern des Lorenzo-Viertels. Die Wäsche, die über dem Fahrdamm hängt, unterscheidet sich von der von Neapel nur dadurch, daß sie in ihrem Schmutze besser zur Geltung kommt; denn die Straßen sind modern, breiter und folglich heller. Wie die Wäsche, so die langweiligen Schablonenhäuser. Trostlos grau. Ihre Toilette ist die denkbar unordentlichste, kein Fenster schließt, keine Tür hängt richtig in den Angeln. Und zwischen ihnen krabbelt und kriecht, läuft, springt, tanzt, lärmt, pfeift, prügelt sich ein solcher Kinderreichtum im Schmutzkleid herum, daß man für den Fortbestand Italiens keine Sorge zu haben braucht.

Eine scharfe Biegung. Durch tunnelartige Eisenbahn-Unterführung erreichen wir Porta Maggiore, Roms schönstes Tor. Selten kommen die Reisenden hierher, und doch lohnt's der Mühe. Im Goldton leuchtet das Tor mit dem stattlichen Oberbau, der drei Wasserleitungen als Durchlaß dient. Nicht minder interessant ist das originelle Grab des Bäckermeisters Eurysaces, das unterhalb des Tors aus der Tiefe hervorragt. Was uns jedoch ebenso fesselt, das ist das malerische Volksleben, das sich hier vor der langen Reihe der Osterienbaracken entwickelt. Welch buntes Durcheinander von Vehikeln, Droschken, Reisekaleschen, Weinkarren, Ochsenwagen, welch bunte Gruppen von Hirten und Bauern im Ziegenfellkleid! Dazwischen leuchten im grellsten Farbenkauderwelsch die „Fassaden" der in den unmöglichsten Formen aufgebauten Kneipen. In der Ecke am Tor aber ducken sich die ambulanten Wohnungen armer Besenbinder und fahrender Gaukler, dräuend bewacht vom strengen Auge der Zollwächter und Carabinieri.

Noch ein Blick auf das rötlich-braungelbe Tor und seine verwitterten korinthischen Säulen, und wir folgen etwa fünfhundert Schritte lang der Häuserzeile, die uns die in die Wasserleitung eingebaute Stadtmauer verbirgt. Die erste Öffnung rechts! Durch einen weitgespannten Bogen kommen wir wieder zur Mauerstraße in einsamste Stille. Im Halbkreis eilen wir jetzt von Osten nach Westen um die Ausläufer des Caelius und des Aventin nach dem Tiber. Links ziehen sich Wein- und Blumengärten von hochsprießendem, leise flüsterndem Rohr umsäumt, rechts taucht plötzlich das mächtige Halbrund, das Amphitheatrum castrence auf. Der durch jonische Pilaster

und Pseudobogen gegliederte rote Ziegelbau blickt träumerisch still in die südliche Campagna, in der Cola Rienzi sich so oft mit den Colonnas herumschlug, vielleicht trauert er auch um den trauten Freund, den Obelisken, den die Barbaren hier ausgruben und auf dem Pincio aufstellten.

Zweihundert Schritte weiter. Rechts schaut der Turm von Santa Croce di Gerusalemme neugierig über die Mauer herüber, um sich das bewegte Treiben zu betrachten, das aus der osterienumkränzten Porta Giovanni hervorquillt. Langeweile kennt der Turmgreis nicht, ist doch das Johannestor immer recht belebt, namentlich Sonntag nach Pfingsten, wenn der Sommerkarneval von Divino Amore los ist, oder die Renntage von Capanelle kommen, oder erst die tolle Johannisnacht! Und wie viele berühmte Personen hat das Tor nicht schon im Laufe der Jahrhunderte herein- und herausgelassen! Spaßig muß dieser historische Verkehr im Jahre 1848/49 gewesen sein, als Pius IX. hier, vor Garibaldi flüchtend, im Wagen des bayerischen Gesandten nach Gaeta strebte, bis dann die Reihe an Garibaldi kam, von der Stadt und vom Johannistor zu scheiden, und schließlich Pius IX. wieder triumphierend durch dasselbe Tor zog, das einige Monate vorher seine Flucht gesehen.

In eine Schlucht tauchen wir ein und stehen vor der jetzt geschlossenen alten Porta Asinaria, deren braune Rundtürme gar trübe dreinschauen. Recht haben sie. Es tut weh, vergessen zu sein. Zur Zeit der Gotenkriege war es doch ein vergnüglicheres Leben, da galt man noch etwas, da warben Barbaren und Byzantiner um den Einlaß und scheuten nicht Geld, nicht Gut. Doch seitdem Totilas 546 durch den Verrat

der Isaurier hier seinen Einzug hielt, kamen traurigere Zeiten. Noch zwei andre pensionierte Tore treffen wir auf der Weiterfahrt, die Porta Metrovia und die geschichtlich berühmte Porta Latina, den Ausgangspunkt der oft genannten Via gleichen Namens.

Ein kurzer Bogen, und die Torburg San Sebastiano grüßt uns, die im Innenhof sorglich den alten Drususbogen hütet. San Sebastiano! Ein Name von gleichem Wohllaut dem frommen Pilger, der nach den Katakomben und dem Kirchlein Domine quo vadis strebt, allwo der Herr den fliehenden Petrus zurückhielt, und dem Altertumsfreund, den das Grabmal der Caecilia Metella lockt.

Einsam still verläuft die Weiterfahrt. Nur Zollwächter begegnen uns, ab und zu klingt aus den Gemüsegärten das klagende Lied eines Colonen. Wem es eintönig scheinen sollte, winkt als Trost die Überraschung der Porta San Paolo, die Cestiuspyramide und der poetischste aller Ruheplätze, der ergreifend schöne protestantische Cypressenfriedhof.

Wir müssen hier den Mauerweg aufgeben, weil der nahe Tiber keine Brücke aufweist. Um die Mauerfortsetzung am andren Ufer zu finden, bleibt nichts übrig, als dem Saume des Aventin entlang zu fahren zum Platze der Bocca della Verità, wo der Ponte Emilio über den Tiber zum Hafen Roms, Ripa Grande, führt. Dem Weinfreund ist er verhaßt, dieser Hafen, denn hier landen die Sizilianer ihren billigen Feuerwein, den uns zum Schaden manch römischer Oste als römischen verschleißt. Aber trotz allen Grolls, den mir Siziliens Weinschiffe erregen, kann ich ihnen doch eine gefällige Form nicht absprechen. . . .

Bei der Porta Portese, zu der wir uns durch

ein wahres Karrenlabyrinth hindurchwinden müssen, beginnt wieder die Mauerfahrt. Rechts an einigen altmodischen Seilspinnern vorbei über die trambahnbelebte Straße Viale del Re gelangen wir an die Schleppe des Janiculus. In mühseligem Bogen sollen wir zur Porta Pancrazio. Doch was will die Mühseligkeit besagen bei der Pracht, die wir jetzt schauen? Bei jeder Windung der in einem freundlichen Akazienhain herankriechenden Schlangenstraße ein neuer entzückender Blick, namentlich auf die westliche Campagna zum Meere hin. Mit sanften Übergängen tönt sich das Sattgrüne der villengekrönten Hügel zum Silbergrün der fernen Ebene ab, bis es sich am Meeressaum in blauem Nebel auflöst. Verlassen wir den Wagen oder das Stahlroß und steigen auf die Bastionen, welche die Ecken des Aufstiegs krönen, so schweift unser Blick über den grünen Rücken des Testaccio, den roten Dächern des anachronistisch sich aufdrängenden modischen Schlachthauses im Südosten zum Grabe der Caecilia Metella, zur Porta Furba, und ihrem Gefolge von Aquäduktenresten über den Hain und das Fort von Centocelle nach Frascati. Einem kleinen See vergleichbar, lugt im Süden ein Stück Tiber hervor, begrenzt durch die braune Eisenbahnbrücke, hinter der San Paolo fuori le Mura mit seiner Goldfassade leuchtet und glitzert, und dahinter dunkelt der Eukalyptuswald, der die Trappisten-Oase von Tre Fontane umschließt. All diese Schönheit wird aber von der üppig grünen Campagnawüste umblüht, aus der wie Rubinen die knallroten Pulverhäuser und Fortbauten hervorschimmern. Auch gelegentliche Rück- und Seitenblicke auf die Stadt, die Konstantinsbasilika, den Palatin, Maria Maggiore u. s. w. sind nicht zu verachten.

Wir fahren weiter an herrlichen Weingärten entlang, in welche sich lauschige Schluchtenwege verlieren. Dann beginnt die Mauerpredigt. Aus zahlreichen Tafeln, Inschriften, Breschen und Löchern erfahren wir, daß wir auf Roms blutgetränktestem Schlachtfelde weilen: dem Janiculus. Die Augen zu! Vor unserem geistigen Blicke tauchen seltsame Kriegergestalten auf: Etrusker, Vandalen, Goten, Sarazenen, Langobarden, deutsche Ritter und Landsknechte, Garibaldiner und französische Zuaven. Unter deren Führern bemerken wir Porsenna, Alarich, Ludwig II., den Karolinger Arnulf, Heinrich IV., den von Canossa, dann die neueren Feldherrn: Berthier, Garibaldi, Oudinot. . . .

Durch des Pankratius Pforte, an der jeder Stein von der gorreichen Revolution von 1849 erzählt, erbraust der Tageslärm. Die elegante Welt zieht zur Krone der römischen Parks, der Villa Pamphili, die weniger elegante, aber durstigere Quiritenschaft zur Osteria „zum großen Schuh".

Vom Tor führt die Mauer wieder hinunter zum Tal, das den Janiculus vom vatikanischen Hügel scheidet. Unten umfängt uns vor der Porta Cavalleggieri ein Sammelsurium von Wein- und Heuduft; denn das ganze Torviertel besteht nur aus Osterien und Heuspeichern. Dem entspricht auch der eigenartige Straßenverkehr. Über dem geräusch- und schmutzvollen Treiben erhebt sich in goldener Klarheit der Petersdom, den wir hier von seiner unbekanntesten Seite kennen lernen. Riesengroß wölbt sich die Kuppel; denn einen tieferen Standpunkt zu ihrer Betrachtung sucht man in Rom vergebens. Hinter ihr gleißt die Herrlichkeit der vatikanischen Gärten, auch

den Turm Leos IV., des Erbauers der Sarazenenmauer, erblicken wir, und daneben die Sommervilla Leos XIII.

Wir besteigen den vatikanischen Hügel. Die Uhr heraus, um zu sehen, wie lang die Fahrt um das „Gefängnis des Papstes“ dauert! Groß ist es, riesengroß. Die Mauern nehmen den Charakter hoher, dräuender Bastionen an. Ein Blick nach hinten, auf die Stadt, den Janiculus, den pamphilischen Park. Plötzlich werden die Mauern durch einen hohen Turm mit weißem Hut — Format: umgestürzter Eierbecher — unterbrochen. Die päpstliche Sternwarte ist's, an der einst Pater Secchi gearbeitet. Weiter! Wo sich die Mauer scharf nach Osten wendet, öffnen sich Landschaftsbilder von überraschender, malerischer Wirkung. Unten das Höllental, auf dessen Rasen zahlreiche Ziegeleiessen hervorsprießen, jenseits der Monte Mario, der sich hier mit seinen begrünten Schroffen und Hängen am besten darbietet, gekrönt mit den pinienumrahmten Villen Mellini und Stuart. Der Weg senkt sich. Die Mauern steigen höher und höher, fünfzig, sechzig, siebzig Fuß. Pinien in bizarrster Fächerpracht und künstliche Laubgänge aus Taxus und Buchsbaum, begleitet von stattlichen Buchen, grüßen vom Mauerkranz hernieder.

Jäh sind die erfreulichen Bilder verflogen. Durch ein elendes langes Holzgatter treten wir in das armselige Volksquartier der Prati di Castello, vor dem selbst die Mauern des Vatikan zurückzuschrecken scheinen; denn auf einmal sind sie verschwunden und ziehen sich südlich hinter unscheinbaren Häusern bis zum Petersplatze, von wo aus sie ein schmaler Mauergang mit der Engelsburg verbindet. Welche Gegensätze! Das moderne Elendsviertel, das Zola zum Vor-

wand nahm, um die Schale seines Zornes über Neurom auszugießen, diese Straßen voll zerlumpten Volks, diese Häuser, aus deren bretterverkleideten Fenstern das Gespenst des Baukrachs grinst — und die jugendliche Engelsburg, die doch so alt und sagenreich ist. Wie viele Päpste, Dichter, Künstler, Gelehrte, Fürsten und Könige haben in ihren Mauern geweilt, oft auch als gezwungene Gäste. Gleich einem Fels trotzte die Burg der tosendsten Brandung, und doch waren der Brandungen und Belagerungen, denen sie zu trotzen hatte, nicht wenige. . . .

Aber — neues Leben blüht ja jetzt neben den Ruinen. Wir kommen in eine herrliche Villenkolonie, die wie durch einen Zauberschlag entstanden ist. und Zeugnis ablegt, daß die Tage des Baukrachs vorüber sind, und neues Vertrauen in die Zukunft Neuroms erwacht ist. . . .

Unsere Fahrt ist zu Ende. Sechsunddreißig Kilometer sind „gemacht". Wir eilen der Fassade des Pincio zu, rollen über den Ponte Margherita und erreichen wieder unsern Ausgangspunkt: die Piazza del Popolo.

Vor Porta del Popolo.

(Nach Ponte Molle.)

Ein kleiner Ausflug, den man bequem auch zu Fuß tun kann. Wer morgens die Stanzen des Vatikans besucht, und die Konstantinsschlacht bewundert hat, wird in dem Gang nach Ponte Molle eine Ergänzung seiner Morgenandacht finden.

Wir beginnen auf der Piazza del Popolo die Wanderung. Was uns dieser Platz nicht alles erzählt! Vor allem der Obelisk, der die Erinnerungen an Antonius und Kleopatra weckt, ließ ihn doch Augustus im Jahre zehn vor Chr. zum Andenken an die Unterwerfung Ägyptens im Circus Maximus aufrichten, wo er blieb, bis Sixtus V. ihn hierher verpflanzte. Dann zur Rechten die Kirche Maria del Popolo, die uns von Luther, Raffael, Chigi und Pinturicchio erzählt; während uns das Tor selbst an Goethes Wort erinnert: „Unter der Porta del Popolo war ich mir gewiß, Rom zu haben.“ Wie viele berühmte Männer werden gleich ihm Gleiches gedacht haben, als sie durch dieses Tor kamen, durch das vor der Zeit der Eisenbahnen der nordische Fremdling zuerst die Stadt betrat. Nach unsern Begriffen leidet das Tor zu sehr an Inschriftenmanie. Eine sagt uns, daß Bernini seine innere Fassade errichtete, als 1655 Gustav Adolfs Tochter Christina von Schweden hier einzog, während die äußere 1561 unter Pius IV. von Vignola, dem Erbauer der Kirche S. Gesù, errichtet wurde. Früher war die alte Porta Flaminia einbogig, die Seitenbogen wurden nach 1870 zur Erinnerung an den Einzug der Italiener aufgeführt, wie eine pomphafte Inschrift kündet.

Wir treten auf die Via Flaminia, rechts erblicken wir den Eingang zur Villa Borghese, zu deren Linken eine mauerumgürtete Fahrstraße zur Villa Strohl-Fern führt, in der die deutschen Künstler hausen, die Rompreise davon getragen.

Weiter! Wie wir die lange Zeile vor uns überblicken, werden wir dessen inne, daß wir auf einer der ältesten Römerstraßen stehen. Die verwöhnte Menschheit von heute muß schon eine lange geistige

Wanderung nach rückwärts machen, um sich wieder vorstellen zu können, welch große Tat der plebejische Konsul C. Flaminius, der 223 das cisalpinische Gallien unterwarf, durch den Bau dieser Straße leistete, die zwar zunächst nur aus militärischen Gründen erbaut wurde, und doch die Kultur nach dem Norden Italiens brachte. Im Geiste verfolgen wir die Straße, die im berühmten Furlopaß die Apenninen durchbricht, und so Rom mit Rimini und Piacenza verbindet. Armer Flaminius, wenige Jahre nach seinen großen Taten fiel er 217 in der Schlacht am Trasimenischen See, von Hannibal bezwungen.

Ein alter Graukopf taucht jetzt vor mir auf. Der Maler Pio Joris ist's, der die heutige Flaminische Straße so oft und so herrlich geschildert, in Sonne, im Staubwind, im Regen. Wie anders erscheint die Straße, wenn man sie mit seinen Künstleraugen sieht! Überhaupt sollte eigentlich niemand die Campagna betreten, ehe er nicht vorher seinen Blick für deren Schönheiten an den besten Campagnabildern geschärft hat. Leider verliert die Flaminia durch das Vordringen der Kultur den malerischen Reiz, den sie früher hatte, namentlich hier in ihrem Beginn. Bald schauen wir links Atelierhäuser. Nicht weit von dem Atelier von Pio Joris liegt links das des großen Aquarellisten Augusto Corelli, eines Meisters, der, wie wenige, die Campagna und ihre Bevölkerung kennt. Wer hätte nicht schon seine Hirten, seine Serenaden, seine Erntefeste und seine Mäher bewundert! Rechts, fast gegenüber, schaffte Tuaillon, der große Bildhauer, dem wir die Amazone vor der Berliner Nationalgallerie verdanken.

Eine Osteria zieht uns ab. Sie trägt den origi-

nellen Titel „Zum zufriedenen Herzen“ (Al cuor contento). Doch die andre, die berühmtere, „la Villetta“,*) die Stätte so mancher lustigen Symposien, suche ich vergebens. Sie hat als Osteria ausgedient. Eine Ciociarin (Frau aus dem Sabinergebirge) tritt mir in den Weg, die einen wohl zwei Zentner schweren Pack Leinen auf dem Kopf trägt. Diese robuste Dirn im malerischen Kleid, ob auch sie wohl nervösen Kopfschmerz kennt? Ein Bauernpaar folgt ihr. Er scheint schon städtisch zivilisiert zu sein; denn er, nicht die Gattin, trägt das Kind. Da der Frühling noch frisch ist, hat er auch den togagleichen Mantel malerisch um die Schultern geworfen. Dessen Futter ist aber grün, wie bei allen Mänteln der Campagnolen, die das Stereotype lieben.

Jetzt erblicken wir rechts zwei malerische Brunnen, an denen Frauen aus dem Volke Salat und Gemüse, und andre auf dem Klopfbrett schmutzige Wäsche reinigen. Sie sind nicht heikel. Über den Brunnen fallen uns große Inschriften auf. Sie künden, daß hier das Kasino der Villa des Papstes Julius III. (del Monte) steht, der durch das Trienter Konzil berühmt wurde. Begonnen wurde der Bau auf Bestellung seines Onkels Fabiano del Monte von Baldassare Peruzzi, dem Erbauer der Villa Farnesina und des Palazzo Massimi. Die Zeichnungen entwarf aber Jacopo Sansovino, der Schöpfer der Loggetta und der Markusbibliothek in Venedig. Das macht uns den düsteren Bau interessant; wir betrachten seine zwei Fassaden und die Inschriften, die uns verraten, welch edle Gäste hier gewohnt, Carlo Borromeo und Philippus Columna. Der erstere, ein Neffe des oben genannten Pius IV.,

*) S. „Römische Augenblicksbilder S. 248.

der Bildungsapostel und Hexenverfolger, ist den Italienreisenden kein Fremder mehr, die in Arona am Lago Maggiore seine Kolossalstatue schauten, oder auf dem Corso in Rom die ihm geweihte Kirche besuchten. Der zweite erinnert uns an das bekannte römische Patriziergeschlecht der Colonna, dem wir noch öfter auf unsern Ausflügen begegnen werden.

Ehe wir weiter gehen, werfen wir noch einen Blick auf das Haus gegenüber, das so seltsam schmutzige Loggien aufweist; es erinnert an das, was man sich in Deutschland unter einem echt italienischen Hause vorstellt.

Nun tauchen dem belesenen Wanderer allerlei Erinnerungsbrocken aus Bulwers letzten Tagen von Pompeji, aus Fabiola, oder aus Quo Vadis und Ecksteins Claudiern auf; denn der Rundbau im Vorder grunde gleicht einem antiken Grabe, und so glaubt man, zweitausend Jahre zurückversetzt zu sein. Die Reisebücher und Chroniken belehren uns, daß wir es mit einem christlichen Tempel zu tun haben, der nach Vignolas Entwurf gebaut wurde, und zwar von demselben Papst, der auch das Casino und die Villa Giulia bestellte. Dieser Miniaturbau war der steinerne Dank für seine Errettung. Das römische Volk stiftet in ähnlichen Fällen der Madonna von S. Agostino oder dem heiligen Antonius von Ara Coeli ein gut gemeintes Ölgemälde mit der Aufschrift P. G. R. (Per grazia ricevuta, für empfangene Gnade); die früheren Papstkönige hatten hingegen die Mittel, ihren Dank kostbarer und dauerhafter auszudrücken. Der Dank Julius' III. gilt dem heil. Andreas. Am 6. Mai 1527 fiel Julius, der damals noch Kardinal war, bei dem berüchtigten „sacco di Roma“ (Plünderung Roms) als

Geisel in die Hand der Barbaren, die vom Connetable von Bourbon und Frundsberg befehligt wurden. Bis zum 30. November desselben Jahres blieb der Kardinal in Haft, also bis zum Andreastage, und darum ward durch ihn der heilige Apostel um eine neue Kirche reicher.

Und wieder wird eine antike Stimmung ausgelöst. Ein Ah des Entzückens; denn wir erblicken eine antike Landschaft, wie sie Boecklin so oft gemalt. Zur Rechten zieht sich auf den Höhen der monti Parióli auf schroffem Felsabhang eine lange düstere Cypressenzeile, überspannt vom blauen Himmelsdom.

Links läßt uns jetzt der seltsame Titel einer Schenke stutzen. „Osteria al risorgimento del Ponte Molle." Was soll das heißen? Risorgimento im politischen Sinne heißt die Wiedererstehung der italischen Freiheit, also die Periode der Einheitskämpfe im neunzehnten Jahrhundert. Wann ist aber je der Ponte Molle wieder neu entstanden? Vergebens blicke ich nach der Stelle, wo diese Brücke ragt, ich sehe nur, daß hoch über ihr ein Pinienbouquet einladend grüßt.

Rechts folgt jetzt verwahrlostes Wiesenland, das von der heutigen Baupolitik in Rom zeugt. Ein großer Park sollte vor zwanzig Jahren hier entstehen als Krönung der großen Ringstraße, die auch nur zum Teil fertig wurde, aber es blieb, wie so manches in Neurom, beim Projekt.

Im Vordergrunde drängt sich jetzt zum zweiten Male Sankt Andreas auf. In einem von Mauern umhegten Viereck zur Rechten steht eine kleine Kapelle mit der Statue des Apostels. Den Geschichtskundigen versetzt der kleine Bau im Geiste in die Zeit, da die Türken das oströmische Reich wie eine Artischoke

Blatt für Blatt genommen hatten, und zwar in das Jahr 1462, zehn Jahre nach der Eroberung Konstantinopels. Damals zog eines Tages Pius II. Piccolomini (Aeneas Sylvius) dem griechischen Kardinal Bessarion entgegen bis zu dieser Stätte. Der als Vorkämpfer für die Vereinigung der römischen und griechischen Kirche und als Stifter der Bibliothek in Venedig berühmte Mann brachte das Haupt des Apostels Andreas nach Rom, das er vor den Türken geflüchtet hatte. Die Kapelle bezeichnet den Ort, wo er dem Papste die kostbare Reliquie knieend überreichte.

Wenige Schritte nur, und wir stehen am Pons Milvius (Ponte Molle). Das ist der Schauplatz der Schlacht, die den Sieg des Christentums entschied, hier flatterten zum ersten Male die römischen Fahnen mit der Aufschrift: I. H. S. V. (In hoc signo vinces; in diesem Zeichen wirst du siegen). Hier fand Konstantins Gegenkaiser Maxentius im „blonden" Tiber jähen Tod. Der Fluß wälzt seine Wogen noch grade so wie damals, hastig und unaufhaltsam dem Meere zu. Die Sonne malt goldene Kringel auf ihn und auf die seltsamen Netz-Radmühlen, die sich automatisch drehen. Leer noch ist sein Strandgebiet; denn noch ist es nicht Sommer, es fehlen also die Indianerwigwams oder Negerhütten ähnlichen Rohrgebilde, die der Römer euphemistisch Badeanstalten nennt.

Wir wenden uns um. Vor uns rekapitulieren wir zunächst alles, was wir bisher geschaut. Zur Rechten sehen wir dann, wie auf dem neuen Reitwege, der dem Tiber folgt, Pferde getummelt werden, drauf steigt die verwitternde Villa Madama am Abhange des Monte Mario zu uns herüber, es folgen die Cypressen dieses Berges, welche die heitere Villa Mellini um-

kränzen, zuletzt reckt sich die von Sonnenglut umzitterte Peterskuppel auf, deren Kleid aus graublauer Glanzseide gefertigt scheint. Links grüßen die schönen monti Parióli, die mit Landhäusern besäet sind, von denen manche als Dachschmuck Pinien, gleich Federn auf einem Hute, tragen. Hinter ihnen stellen sich die Albanerberge voller Neugier auf die Zehen, um zu erkunden, was hier vorgeht. Noch weiter links ragt das Fort Antenne, dort, wo einst die alte Stadt Antemnae stand. Die blaue Wand der Sabinerberge dient ihm als Folie. Wir wenden uns im Kreise nach links und erblicken jenseits des Tibers das alte Turmgrab Tor die Quinto, so genannt nach dem alten fünften Meilenstein.

Nun über die Brücke! Zwei Statuen amten als Schildwache. Die eine links, eine Marienstatue, trägt die Aufschrift „macula non est“. Schwarz besprenkelt ist sie durch des Wetters Laune, die andre stellt den heiligen Brückenwärter Nepomuk dar, der das Kreuz wie ein verliebter Vater hält, der sein Kind wiegt. Mitten auf der Brücke fällt mir ein, daß der Ponte Molle in den römischen Volksliedern eine große Rolle spielt, ist er doch, ebenso wie der Pincio, bei Selbstmördern als Ausgangsstation für die Reise ins Jenseits berühmt. Am Ende der Brücke steht ein triumphbogenartiges Tor, das einem geläuterten Geschmack wenig zusagen dürfte, dann folgen wieder zwei Statuen, denen der römische Volkswitz übel mitzuspielen liebt. Johannes, der die Taufschale wie ein Bettler hält, der Geld heischt, und Christus sehen von weitem nämlich so aus, als ob letzterer den Vorläufer hauen wolle.

Ich bin zwar kein laudator temporis acti, der

grundsätzlich nur für das Alte schwärmt, aber wenn ich bedenke, daß ich nun die Stätte betrete, wo sich vor fünfzig Jahren die römischen Deutschen zu versammeln pflegten, um ihren Freunden, die vom Norden kamen, den ersten Gruß aus der ewigen Stadt zu bringen, so kann ich nicht umhin, mit einem gewissen Neidgefühl unserer beiden Alten, des Bildhauers Professor Gerhard und des Malers Ziehlke, zu gedenken, die jene poesievolle Zeit noch mitgemacht. Wie viele Kameraden haben sie hier empfangen, wie vielen von Rom Scheidenden bis hierher das Geleit gegeben?

Kein Wunder daher, daß im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts der Ponte Molle für die deutschen Künstler ein heiliger Ort wurde, und sie ihm zu Ehren den Orden der „Ritter vom Ponte Molle und vom Bajocc"*) gründeten. Der feuchtfröhliche Orden, der schon 1814 genannt wird, hatte seine Glanzzeit in den Jahren, als Maler Nerly, wie Gaudy im Cottaschen Morgenblatte von 1839 erzählt, „sich in napoleonischer Manier zum Diktator aufgeschwungen hatte". Der Generalstab zählte damals u. a. auf: Nerly, Generalfeldmarschall, Ritter mehrerer unbekannter Orden und dreimal ausgeschlagener Kaiser. Reinhardt, Schiedsrichter, Nimrod des Generals und ehrlicher Fuchs. D. Blumk, Vizegeneral, Vorsitzender der Brandwache, Einnehmer der Gelder der Provinzen in Capernaum, Schwanthaler, Obermundschenk, Hereinlotser der nordischen Völker, Standhaftigkeit des Obelisks. Hiermit ist die Reihe der Ämter noch nicht erschöpft, außer fünf andren Generalstabschargen gab es noch Köche, Medaliöre, Leib- und Magendoktoren, exotische Gesandte und — eine Hebamme. Diese

*) Bajocc = Baiocco, päpstliche Münze im Werte eines Soldo.

Hebamme trat jedesmal in Dienst, wenn im Palazzo Fiano die Ankunft eines Neulings gefeiert wurde. Mit großem Gepränge versammelte sich dazu der hohe Orden und hieß den „Volkstribunen“ seines Amtes walten. Dieser stellte den Neuling vor, der im Reiseanzug und mit Gepäck erschien, und heroldete, der Fremde bitte um die Erlaubnis, „über den Ponte Molle gehen zu dürfen“; so lautete nämlich die geheiligte Form der Anmeldung. Dann trat der „Hebamme“ auf und stellte feierlich fest, daß der Ankömmling ein Mann sei, sich also kein Weib sträflicherweise in den Orden einschleiche. Hierauf folgte in gebundener Rede ein peinlich Verhör, das stets damit endete, daß der Neue für simpel erklärt wurde. Zum Schluß mußte der Simple noch ein Probestück seiner Kunst an der schwarzen Tafel machen, ehe er als Knappe zugelassen wurde. Dann erhielt er zum Troste ein Glas Wein, damit ihm die Schuppen von den Augen fielen“. Unter den Neulingen, die also geprüft wurden, befanden sich Männer wie Thorwaldsen, Ludwig I., Schadow, Gaudy, Reinick, Viktor Hehn, Ernst Curtius, Moritz Carriere, Overbeck, Veit. . . . Doch dahin sind die schönen Zeiten des Künstlerhumors! Heute herrscht auch in Rom die Prosa.

Lautes Schreien weckt mich aus der Träumerei. Eine Bauernfrau trägt soeben eine Meinungsverschiedenheit mit ihrer halbwüchsigen Tochter derart laut, ja kreischend, derart lebhaft und eindringlich aus, daß selbst die abgebrühten Städter rings herum ob dieser Lungenkraft, dieser Zungenfertigkeit, die tausend Silben in der Sekunde hervorsprudelt, und dieser Gestenfreudigkeit, die trotz aller Hast doch immer anmutig bleibt, erstaunt sich fragen, ob sie nicht gewisse

schlechte Schauspieler hier in die Schule schicken sollten. Den Fremden aber, die Zeugen dieser Szene sind, dämmert vielleicht eine leise Ahnung auf, wie viel ungebrochene Volkskraft, welch natürlicher Adel noch heute in jenen Sabinerbergen schlummert, die einst Altrom seine besten Krieger und Staatsmänner gaben.

Nach diesem Intermezzo mustere ich die Gegend ringsum, der Blick fällt im Hintergrund auf eine rosarote Osteria, die mit ihren Pilasterloggien einer aufrecht stehenden Riesenkassette gleicht. Diese Kneipe, Osteria dell' Alleanza geheißen, weckt uns die Erinnerung an alle vertraute Weisen, die einst hier der Trompeter von Säkkingen angestimmt:

„O Ponte Molle, du treffliche Bruck,
Bei der ich geschlurft schon manch tapfern Schluck
Aus strohumflochtener Flaschen,
O Ponte Molle, was ist mit mir?
Ein langsamer Trinker sitz' ich allhier,
Kaum mag ich des Weines naschen.

O Ponte Molle, du treffliche Bruck,
Ich glaube, du lohnst mit bösem Spuck,
Daß ich mich in Träume verloren!
Es wirbelt ein Staub an der Heerstraß' auf,
Jetzt sperrt mir ein Ochsen- und Büffelhauf'
Den Heimweg zu Romas Toren."

Auch vor mir wirbelt Staub auf, aber nicht Ochsen und Büffel erregen ihn, sondern ein vieledler Straßenkehrer, der statt eines Besens ein Bündel Dornstrauchlaubs benutzt. Wie verbindet er pflichteifriges Stolzgefühl mit dem Phlegma des Philosophen, das einem Römer geziemt! Doch mit all seinem Stolze zwingt

er uns zum Seitensprung nach links vor die Osteria della Stella. Sie hat schon ihre Frühjahrstoilette angelegt. Weißrot ist sie getüncht, und ihre Läden sind grün. Auch praktisch ist sie, denn die Preisliste hat sie auf die Stirnwand des Hauses gemalt. Jedweder kann also hier linguistisch-kulinarische Studien machen. Nun drängt sich auch die Staffage auf. Ein Zollwächter mit fliegendem Mantel geht vorüber. Auch er ist stolz; denn sein Mantel gleicht dem Radmantel des Grafen Almaviva, sein Lederhut einer mittelalterlichen Sturmhaube. Sein Gesicht ist kühn geschnitten. Sein Auge blitzt feurig. Doch noch stolzer und schmucker scheinen uns die beiden prächtigen Carabinieri, die sich der Ehre bewußt, einem Elitekorps anzugehören, ernst und würdig Ordnung halten in der Bauernschar, die am Straßensaum stehend Markt hält und unter anderem duftige Säulen aus Finocchiknollen ausbietet. Ein Kellner, der jetzt in den Vordergrund tritt, fällt auf. Er hat den Ehrgeiz, sich als großstädtischen Mann zu geben, prunkt deshalb in schwarzer Hose und Weste, und in schneeigen Hemdsärmeln. Um den schön gesteiften Kragen zu schonen, trägt er ein Taschentuch um den Hals. Die Neulinge unter den Fremden erstaunen, daß ein Römer aus dem Volke so viel Reinlichkeitssinn hat; denn sie wissen ja noch nicht, daß die Italiener durchwegs in ihrer Leibwäsche stets auf Reinheit sehen, wenn auch sonst, namentlich im Süden ihre Empfindlichkeit, was Schmutz anbetrifft, nicht eben groß sein mag. Die Trambahn kriecht heran, an der höhnisch ein Automobil vorübersaust, in einer Staubwolke verschwindend. Wir gehen weiter und erfahren an der nächsten Kneipe links, wie die Römer in Worten zu schwelgen lieben. Osteria

all' Eden nennt sich die blauweiß getünchte Bretterbude mit dem schrägen Dach. Aber wie malerisch wirkt die elende Baracke in diesem Sonnengeprassel. Und erst das junge Mädchen im blauen Rock und der Purpurtaille und der weißen Schürze, wie glüht und sprüht es in diesem Lichtbad. Würde ein Maler diese leuchtenden Farben festhalten, im hohen Norden würde man seine ausschweifende Phantasie verspotten. In der nächsten Hütte waltet ein Hufschmied. Daneben wackelt ein rosaroter Holzbau ohne Fenster. In blauer Schrift zeigt er die Aufschrift: „Fava Fresca, Sale e Tabacchi." Fava Fresca, frische junge Bohnen, roh genossen, bilden ja den liebsten Leckerbissen der Römer zur Frühjahrszeit. Zwei andre Typen treten jetzt aus der Staffage hervor, als lebendiger Gruß aus der Campagna ein guardiano, der hoch zu Roß in blauer eng anliegender Hose, blauer Livreejacke, hohen Stiefeln und schwarzem schiefem Hut, und mit dem Speer bewaffnet, einen verwegenen Eindruck macht, und ihm gegenüber, vor dem Hause, das die Aufschrift Forno als Bäckerei bezeichnet, der Bäcker in weißer Unterhose, weißer Jacke und weißem Lendentuch, der noch die alte Tracht festhält, die auch seine Kollegen vor tausend Jahren trugen.

So wird man nicht müde; denn jeden Augenblick entdeckt unser suchendes Auge ein neues Bild. Wir treten in die Scheffelosteria ein und erwarten das Nahen des Abends, dann aber schlendern wir die herrliche Allee am rechten Tiberufer entlang, am Monte Mario vorbei, der Stadt zu. Unvergeßlich wird jedem Wanderer diese Heimkehr sein, spiegelt sich doch im murmelnden Strom die goldgebadete Peterskuppel —

Von Ponte Molle nach Aqua Traversa.

Dieser Spaziergang ist den wenigsten Reisenden bekannt; und doch bietet er stimmungsvollen Gemütern reichen Genuß.

Vom Ponte Molle aus zieht die Straße geradeaus. Man betritt die alte Via Cassia, die von einem unbekannten Cassius erbaut wurde, und über Clusium (Chiusi) nach Florenz und Lucca führte. Im Vordergrunde winkt der herrliche Baumschmuck eines Parks, zur Rechten erhebt sich ein schöner Eukalyptusbaum aus einem Cypressen- und Pinienhain. Ein Bettler naht sich, gebückt und krumm, theatralisch faltet er die Hände und führt dann unter wimmerndem Geheul die zum Löffel geballte Rechte hastig zum Munde. Auf der ersten Höhe links prunkt die Osteria alla Montagnola, die einen überraschend schönen Rückblick auf Rom bietet. Die Vatikanburg mit der Peterskuppel blinkt herüber, hoch auf den gleißenden Kasernenbauten der Engelsburgwiesen. Im schwärzesten Schatten dräut der cypressenbediademte Monte Mario. In seinen bucklichten Flanken und Schluchten, die mit Bauernhäusern besäet sind, blitzen als Lichtflecke kleine smaragdgrüne Auen im ersten Frühlingsflaum. Weiter naht das Pinienbouquet, das dem Wanderer, der die Flaminische Straße zieht, stets grüßend zunickt. Es ist leider in Stein gefaßt; denn es gehört zu der verschlossenen Villa Cabet. Schade, daß das Eisen in Rom so teuer ist, würde statt der rötlich

gleißenden Steinmauern ein Eisengitter den Park umschließen, könnten auch wir uns an dessen Pracht ergötzen. Häßlich sind diese neidischen geizigen Mauern, doch, wenn die Sonne sie trifft, und sie so gelb rötliche Reflexe auf die Straße werfen, wirken sie freundlich, und der Wanderer glaubt in einer goldigen Luftschicht einherzuziehen. Rechts erinnert uns bald ein langgestrecktes bäuerisches Haus an die Inschriftenliebhaberei der Römer, rühmt doch eine pomphafte Marmortafel, daß Pius IX. sich einst herabließ, in diesem Hause einige Minuten zu rasten. Nach einer Wanderung von einer Viertelstunde etwa stürzt sich die Straße zwischen begrasten Dammwänden ins Unbekannte. Rechts liegt eine vigna (Weingarten). Durchs offene Tor sieht man, wie er Frühjahrstoilette gemacht hat, und seine einzelnen Felder durch grüngoldig schimmerndes Rohrgestänge neu umgittert wurden. Links ragt jenseits der Straße eine hohe Pinie, deren Krone, die sich wollüstig in des Himmels Blau hineinwühlt, von der Sonne einen Heiligenschein erhält. Über ihr trotzt auf grünem Hügel eine typische römische tenuta (Landgut). Ein viereckiger alter Zinnenturm dient als Rückgrat des Baus, den zwei Riesenpinien als Ehrenposten und kleinere Cypressen als Dienergefolge umstehen. Diese Gruppe erinnert mich an die Zeichnungen des wanderlustigen Zürichers Ernst Schweizer.

Der Hohlweg nimmt uns auf. Bald weitet er sich. Hinter einer Wigwamosterie tauchen riesige Maulbeerbäume auf, deren gestutzte knorrige Kronen die gespenstischsten Fratzen schneiden. Ein Tal liegt vor uns; eine Brücke kommt, unter der sich zwei Bäche kreuzen. Daher der Name des Tals Aqua

Traversa. Einen runden Kessel stellt es dar, dessen Wände vielfarbig gebuckelte Graswände bilden. Am Eingange links winkt eine Osteria, in deren Schatten sich's gut rastet; denn Stille und Frieden atmet das einsame Tal. Nach Osten ziehen sich blumenreiche Wiesen den Bächen entlang, von Erlen und jungen Buchen belebt. Die Landschaft gibt sich als ein Zwitterding zwischen Nord und Süd, wie man es in Roms Umgegend nicht zu finden hoffte.

Wer von hier weiterziehen will, dürfte sich zuerst enttäuscht finden. Es ist ja auch freilich besser, den Schönheiten der Via Cassia auf dem Umwege über die Via Trionfale (s. S. 63) nachzuspüren. Doch, wem dazu die Zeit mangelt, der scheue nicht die kleine Mühe, und steige die steilen Windungen der Straße hinauf bis zur Höhe. Das Panorama, das er dort namentlich bei Abendbeleuchtung genießt, kann sich mit manch andren in Roms Umgegend getrost messen. Ist der Blick auch nicht so umfassend wie der vom Monte Mario (s. S. 57), so kann er bei schönem Wetter doch derart hinreißen, daß dem Betrachter die Worte fehlen, sein Entzücken zu schildern.

Wer es liebt, auf der Heimkehr andre Pfade zu wandeln, als er gekommen, der schlage, an den Maulbeerbäumen und der Wigwamosterie angelangt, links die Via Cassia nuova ein, die ihn ohne jede Steigung in einer halben Stunde nach der Via Flaminia und zum Ponte Molle zurückführt. Der stille Weg bietet malerische Partieen und schöne Ausblicke, namentlich auf Tivoli, das über einem Grashügel hervorlugt.

Ist am Ponte Molle noch Zeit vorhanden, so wähle man da, wo die Steigung der alten Via Cassia beginnt, den Weg zur Linken, und schlendere ein Stück

Wegs in die Wiesen und Gärten der Farnesina hinein, um eine schöne Variation des Blicks auf Stadt und Peterskuppel zu genießen.

Villa Madama.

Nur Samstags von neun Uhr morgens bis Sonnenuntergang ist diese schöne Halbruine, die uns von den festlichen Tagen der Renaissance erzählt, dem Publikum zugänglich. Als gründliche Deutsche werden wir uns zunächst klar, was ihr Name bedeutet. Wer sich in Rom schon etwas umgeschaut hat, weiß, daß die römischen Großen des Mittelalters stets zwei Residenzen hatten, die Haupt- und Winterresidenz, den Palazzo, dem im Sommer die Villa entsprach. So kennt Rom auch außer einer Villa einen Palazzo Madama, der jetzt Sitz des Senats ist. Mit „Madama“ schlechthin bezeichnet die Geschichte ihrer Zeit Margarete von Parma, die Tochter Kaiser Karls V., und der schönen Flamländerin Johanna von Gheinst, die wir auch aus „Egmont“ kennen, da sie auch Statthalterin der Niederlande war. In erster Ehe heiratete sie Alexander Medici, in zweiter Ottavio Farnese, den Herzog von Parma und Enkel jenes Paul III. (Alexander Farnese), der durch den Bannfluch gegen Heinrich VIII. die englische Kirche von der römischen schied, und sich in Rom durch den Palazzo Farnese, den Sangallo schuf, ein herrliches Denkmal setzte. Aus dieser zweiten Ehe entsproß Margareta der berühmte Feldherr Alessandro Farnese, der mit seinem

Onkel, Don Juan d'Austria, der gleichfalls ein natürliches Kind Karls V. war, bei Lepanto focht, und später die Niederlande an Spanien zurückbrachte.

Als Margareta 1567 als Statthalterin der Niederlande von dem schrecklichen Alba abgelöst wurde, kehrte sie nach Italien zurück und wohnte in der nach ihr benannten Villa, die sie jedoch nicht erbaut hatte. Doch davon später.

Den Weg zur Villa Madama findet man am sichersten, wenn man vom Petersplatze aus durch die Porta Angelica die Stadt verläßt und dann schnurstracks weiterzieht.

Doch vergnüglicher und unterhaltsamer ist's, zur Frühlingszeit die Wanderung an dem Ponte Margherita zu beginnen. Gradeaus geht es zunächst zur Piazza Cola di Rienzi, dann rechts in die Via Ezio (so genannt nach Aetius, dem Verteidiger des Abendlandes, der 451 n. Chr. bei Chalons Attila schlug), bis zur Kirche mit der Aluminiumkuppel, die noch so wenig von den Fremden aufgesucht wird, obschon sie weniger wegen ihres falschen Glanzes, als wegen ihrer Geschichte interessant ist. Sie ist die Kirche des Namenspatrons Leos XIII., des heil. Joachim. Sie sollte zum Andenken an eines der zahlreichen Jubiläen des Papstes aus den freiwilligen Beiträgen der Christenheit erbaut werden, aber Leo mußte außer den 500000 Frs., die andre aufgebracht, noch etwa zwei Millionen draufzahlen, um einen Skandal zu verhüten.*)

Von der Kirche wenden wir uns durch die erste Seitengasse rechts, die Via Duilio (Duilius, der Admiral der ersten römischen Flotte, der 260 v. Chr. die Kar-

*) Assessor Assemacher in Italien S. 509.

thager bei Mylae schlug) geradeaus zwischen den Kasernenbauten, bis wir die grüne Piazza d'armi, den Exerzierplatz sehen. Jenseits der immensen Rasenfläche ragen die Berggipfel Etruriens, rechts die Häuser der Via Flaminia und die zu Schützenschwärmen auseinandergezogene Kompagnie der monti Parióli, links Monte Mario. Villa Madama aber ist noch versteckt hinter einem Hügelbuckel.

Was erzählt uns der weite Waffenplatz nicht alles, auf dem so mancher deutscher Kaiser sein Roß getummelt, von Karl dem Großen angefangen bis zu Wilhelm II.! Hier mußten im Mittelalter alle deutschen Könige halten, welche nach Rom gekommen, um die Kaiserkrone zu heischen, und ihre Truppen auf diesem „neronischen Felde“ lagern lassen, das so auch noch im Mittelalter so hieß, weil Nero dort, wo jetzt der Vatikan steht, einen Zirkus und die berühmten Gärten anlegen ließ, in denen er die nicht minder berühmten oder vielmehr berüchtigten Nachtfeste mit den „brennenden lebenden Fackeln“ veranstaltete.

Hörnergetön und Kommandorufe erschallen. Indem wir links die Rückseite der stattlichen Kasernen hinaufziehen, sehen wir allerorts Häuflein von Rekruten, unter denen vornehmlich die werdenden Carabinieri auffallen. Schöne, ausgesucht starke Burschen. Sauber angezogen. Um ihre steifen Bauernknochen geschmeidig zu machen, veranstalten die Offiziere Haschespiele. Die Rekruten reichen sich die Hände und bilden einen Kreis, zwei, ein Räuber und sein Verfolger bleiben draußen und jagen sich hinein in den Kreis, hinaus aus dem Kreis in toller Hast, und zum größten Vergnügen aller, da ihnen militärische Zucht auch spielend gelehrt wird.

Dort, wo die Kasernen enden, wenden wir uns rechts und ziehen der Längsseite des Waffenplatzes entlang mitten durch übende Scharen von Rekruten. Nach zehn Minuten ist die Barriere des Stadtzolls erreicht, eine Brücke führt über den Festungsgraben, gleich darauf wird der turmartige altersbraune Hauptbau der Villa sichtbar, und die mächtigen Bogen, die ihre Terrasse stützen. Zur Linken führt eine grasbewachsene Straße zu ihr hinauf. Während des Steigens ergreift uns die Verlassenheit der Umgebung der Villa. Das schleichende Gift der Malaria hat sie verödet, und auch den Verfall der Villa selbst beschleunigt. Sie ist unwohnlich geworden, weil die nicht beaufsichtigten Wässer des Monte Mario den Boden ringsum versumpften. Deshalb braucht der Tourist sich aber nicht gleich einen Heidenschrecken einjagen zu lassen. Die Malaria herrscht nur im Hochsommer, und ihre Erreger, die bösen Mücken (anofele), schwärmen erst nach Sonnenuntergang aus.

Vor dem Betreten der Villa sei aber vor einem andren Schaden gewarnt. Reisende, die ihr Reisebuch schon in der Heimat zu lesen pflegen, machen sich oft im Vorgenuß eine zu hohe Vorstellung von den zu erwartenden Sehenswürdigkeiten, und finden sich dann an Ort und Stelle oftmals enttäuscht. Besser ist es ja in vielen Fällen, das Reisebuch erst nachher zu lesen, wenn man die betreffende Sehenswürdigkeit schon selbst vorurteilslos genossen hat. Man lasse sich also durch den Namen Villa Madama nicht zu der Vorstellung verleiten, daß man ein wohlerhaltenes Landhaus betrete, nein, wir kommen, wie schon gesagt, nur in eine Halbruine, deren Reiz in erster Linie nur Architekten und Maler, und dann phantasiebegabte

Leute verführt, die Sinn für das Malerische, mit Vorliebe für Geschichte und Kunst, verbinden. Sicherlich gewinnt sie aber jeden, der landschaftliche Schönheit zu würdigen weiß. Vielleicht wäre die Villa trotz der Malaria zu retten gewesen, wenn die Serenissimi des 17. und 18. Jahrhunderts den Spruch: „Noblesse oblige“ mit demselben Eifer verfolgt hätten, wie ihre Vorfahren der Renaissancezeit. Besonders sündigten die Bourbonen von Neapel, die 1731 durch Erbschaft in den Besitz der Villa kamen. Die jetzige Verwaltung dieser Familie hat versucht, was zu retten war, aber leider war es nur noch wenig.

Endlich oben! Man ist betroffen und bekümmert zugleich. Links schiebt sich ein begraster Hügel als buckliger Wall vor, im Vordergrunde grüßen zwei verwitterte Hallenflügel, bei deren Anblick die Erinnerung an die Bettler auftaucht, die bei italienischen Kirchenfesten dem angewiderten Beschauer die nackten Armstümpfe entgegenstrecken. Bräunlich rosagrau sind die zerfallenden Nischen dieser Empfangshalle, die wohl ähnlichen Zweck haben sollte, wie die Colonnaden Berninis an der Peterskirche. Wehmut überschleicht den Betrachter bei dem Gedanken, daß Raffaels letztes Bauwerk, das „als sein Meisterwerk in der Baukunst“ gilt, derartig verfallen konnte. Freilich wurde es auch bei der Plünderung Roms im Jahre 1527 (s. S. 36) hart mitgenommen. Papst Clemens VII. hatte als Kardinal Giulio di Medici den Bau der Villa begonnen, die nach ihm „Vigna dei Medici“ hieß. Als dieser Papst von den Kaiserlichen in der Engelsburg belagert wurde, ließ sein Feind Kardinal Pompeo Colonna, der Führer der Partei Karls V., die Villa durch seine Horden brandschatzen.

Und dieser selbe rohe und kriegerische Kardinal war doch zugleich ein Dichter, der in sanften Versen, den sogenannten „De laudibus mulierum“, seine edle Verwandte Vittoria Colonna, Michel Angelos Freundin, besang.

Großen Schaden verursachte Pompeos Rachedurst, dem das Theater, die Rennbahn und ein Teil der herrlichen Säle zum Opfer fielen.

Zuerst betritt man das leere Vestibül, wo die Schritte hallendes Echo wecken. Der Verwalter erscheint und führt uns in die jetzt zugebaute Loggia, die hohe Tonnengewölbe zieren. Die Stuccatur und die Freskenreste lassen noch die alte Pracht erkennen. Während der Besichtigung beschwert sich der gute Hüter des Hauses über G'sell Fels, er habe diesem zu einer kunsthistorischen Entdeckung verholfen, und doch habe der böse Schriftsteller vergessen, ihn deshalb zu nennen. Dabei zeigt er links vom Eingang an den Kuppelpfeiler, wo er den Namen des Malers der Fresken gefunden habe: Giovanni d' Udine mit der Jahreszahl 1523.

Nun ziehen die Puttenspiele in der Kuppel den Blick auf sich, dann am Ende der Loggia die an die Berglehne gestützte Wand, welche an den Brunnen der Egeria (s. S. 168) erinnert. An der gegenüberliegenden Wand drängt sich der leider stark verstümmelte Polyphem auf, den Raffaels Schüler Giulio Romano gemalt, als er nach dem Tode des Meisters den Bau der Villa fortsetzte, der von Sangallo, dem obengenannten Erbauer des Palazzo Farnese, beendet wurde.

Jetzt schreiten wir in der Richtung des Vestibüls in den Hof. Er ist verwahrlost, aber malerisch, und weckt die Erinnerung an Dornröschens Schloßhof

Gras allüberall und Moos. Links starrt die begraste Bergwand. Die bemooste Fontäne murmelt wie im traumhaften Selbstgespräch. Geradeaus trotzen zwei verstümmelte Steinriesen. Nun treten wir zur Mauer, die den Hof vom Tal abschließt. Sie wirkt wie der braune Rahmen eines Riesenbildes; und da wir im Schatten stehen, wirkt auch von hier die Campagna, als sei sie gemalt. Es ist, als ob man von einem dunklen Raum aus ein künstlich beleuchtetes Panoramabild schauten. In ihrer ganzen Herrlichkeit liegt die Landschaft da. Auf dem grünen Rasenbette hinter Ponte Molle gleißt die goldrote Reitschule als beherrschender Lichtfleck. . . .

Doch zurück ins Haus. Unter dem Polyphem her tritt man in zwei leere Seitengemächer mit einfacher Holzdecke, die als Schmuck nur Freskenfriese zeigen. Dann folgt der gleichfalls leere „Salone", der wegen seiner Malereien an die Loggien Raffaels im Vatikan, aber auch an die Papstgemächer in der Engelsburg erinnert. Manch gläubiges Gemüt wird wohl hier baß darüber erstaunen, daß der geistliche Bauherr der Villa solch heidnischen Wandschmuck bestellen konnte. Zuerst fällt der fast ein Meter hohe Puttenfries auf blauem Grunde auf, dann Apollo und Luna an der Decke, und der zoologische Garten an den Wänden: Widder, die zum Altar geschleppt werden, Tiger, Löwen, Straußvögel u. s. w. Eine Tür führt zur Terrasse, von der aus das Campagnabild wieder einen andren Eindruck macht, da wir jetzt lichtumflossen im Hellen stehen. Man hat den Blick auf den Tiber, auf Ponte Molle, Tivoli. . . . Herrlich ist auch der Blick auf die Stadt. Kaum vermag man sich loszureißen. —

Wie wir den alten Palast verlassen, finden wir den Vorplatz nicht mehr einsam. Andre Besucher haben sich eingefunden, darunter auch anglosächsische Damen, die Aquarellstudien machen. Im Hintergrunde aber leuchtet über Rom der goldschimmernde Quirinal.

Anstatt auf dem gleichen Wege zurückzukehren, lassen wir uns vom Verwalter einen andren zeigen, der schnurstracks zum Tiber hinunterführt. Wir kommen zunächst zu dem Unterbau der Terrasse mit seinen Riesenbogen vorüber, die zu Ställen umgewandelt sind. Wo einst stolze Krieger und buntfarbig gewandete Diener weilten, blöken jetzt Rinder. Durch prächtige Wein- und Obstgärten, die freundliche Colonenhäuser umkränzen, und in denen es duftet, blüht, sproßt und keimt, gelangt man zu der traulichen Ulmenallee, die vom Paradefeld an dem Tiber vorbei zum Ponte Molle führt. Zwei Osterien locken. Die stadtwärts liegende heißt zur „Sora Natalina" (Gevatterin Nathalinchen). Die Hausinschrift besagt: „Hier wohnt Natalina. Mit auserlesenen Weinen und bester Küche. Eier vom Tage." Stattlicher ist die zweite Schenke, die der Gevatterin Rosa eignet und „Zur Ulme" heißt. Sie hat einen schönen, mit Ligustern und Eukalyptusbäumen bestandenen Gartenhof, dessen Wände lauschige Lauben aus gegittertem Rohr (canna) bilden. Und sauber und rein ist es hier. Die Ulmenwirtin hat offenbar eine kleine Ahnung von dem, was sich für Fremde schickt. Entsprechend ihrem Namen, sind auch die verschiedenen Holzbaracken, aus denen sich ihre Wirtschaft zusammensetzt, rosafarben getüncht, was schön zu all dem Grün ringsum paßt. Auch sonst kommt Sora Rosa den Kunden zart entgegen, begrüßt sie doch

alle auf einer am Zaun ragenden Tafel mit einem Gedicht im echtesten römischen Dialekte, das also lautet:

„Antifona.

Tu che trapassi avanti a 'sto locale,
Ralenta il passo e legge 'sto cantino,
Voi fatte 'na magnata meno male
Voi bevè er vino vero di Marino,
De Culinaria, proprio soprafino.
C'è pure er pesce nde la funtanella,
Che sta aspettanno per annar in padella.
La sora Rosa."*)

Wie feierlich! Klingt es nicht fast wie: „Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten?" . . .

Der Einladung kann man nicht widerstehen. Und so bleibt man, bis der Abend herandämmert, und kehrt dann über Ponte Molle, wo die Pferdebahn harrt, zur Stadt zurück. Oft aber wird der Wanderer seinen Schritt hemmen und auf die Peterskuppel blicken, welche die scheidende Sonne auf Goldhintergrund gemalt hat. Des Tibers gelbe Wellen aber singen das Abendlied. Des Abends Schatten umdüstern die Hängen und Halden des Monte Mario, die mit dem Silberglanz des Stroms verglichen, noch dunkler erscheinen.

---

*) „Du, der du an diesem Lokal vorüberziehst,
Verlangsame deinen Schritt und lese dieses Lied,
Du nimmst ein Essen zu dir, wie sonst du es nicht siehst.
Und trinkst dazu den Wein, der in Marino blüht,
Und den zu trinken, du nimmer wohl wirst müd.
Es harrt auch dein der Fisch im frischen Brunnen drein,
Weil gar zu gern er springen möcht in die Pfann hinein".

Monte Mario.

Der Besuch dieses Hügels, der den Norden der Stadt beherrscht, erfordert zunächst den Gang zum Festungskommando (Commando del genio) in Via Quirinale schräg gegenüber dem Palazzo Rospigliosi. Ein Wappenschild mit Aufschrift läßt das Haus nicht verfehlen. Man steigt zum zweiten Stock hinauf, und sagt, indem man seine Visitenkarte abgibt, dem Diener (usciere), man wünsche einen permesso per il Monte Mario. Er wird gratis gegeben.

Diese Formalität ist nötig, weil Rom befestigt ist, und der Berg des Marius zum Festungsbereiche gehört. —

Wer es liebt, auch landschaftliche Genüsse in stufenmäßiger Steigerung zu genießen, wähle nicht den direkten Weg zum Monte Mario oder Clivus Cinnae, wie er im Altertum hieß, sondern beschleiche ihn von hinten. Deshalb beginne die Wanderung mit dem Ponte Molle. Während der Fahrt zu dieser „trefflichen Bruck" suchen wir uns klar zu werden, was unser Ausflugsziel als Berg an sich und in seinem Verhältnis zur ewigen Stadt bedeutet. Für den Geologen ist der überall sichtbare Berg der „steilste Uferrand des römischen Tibertals" und eine Fundgrube von Fossilien, die von seiner vorgeschichtlichen Jugend zeugen, da er noch Meeresgrund war. Der Historiker sagt sich hingegen, daß sein Name nichts mit Sullas Gegner Marius zu tun hat, sondern von Fürst Mario Mellini herrührt, der unter Sixtus IV. (Rovere) die gleichnamige Villa auf seiner Kuppe erbaute. Im Mittelalter hatte der Berg ja einen andren Namen. Die

Deutschen nannten ihn Mons Gaudii (Freudenberg), weil zu den Zeiten, wenn der Ponte Molle wieder einmal aus strategischen Gründen abgebrochen war, der Weg nach Rom über den Monte Mario führte, und von ihm aus also die Pilger zum ersten Male das christliche Mekka erblickten. Die Römer aber tauften ihn nach dem 28. April 998 den Monte Malo, den schlimmen Berg, weil an diesem Tage Kaiser Otto III. den in der Engelsburg gefangenen „Herrn“ von Rom Crescentius enthaupten und seine Leiche auf dem Berge aufhängen ließ, zur Strafe dafür, daß er die Treue gebrochen, und dem kaiserlichen Papste Gregor V. Johann XVI. als Gegenpapst eingesetzt hatte. Auch Dante bezeichnet den Berg noch als Monte Malo im fünfzehnten Gesang des „Paradieses“, wo er ihn mit dem zwischen Bologna und Florenz liegenden Berge Uccellatoio und die Aussicht, die man von dort auf Florenz hat, mit seiner Aussicht auf Rom vergleicht und letztere schöner findet:

„Besiegt war Monte Malo noch von Euerem
Uccellatoio nicht. . . .“ —

Genug des historischen Kleinkrams! Wir sind am Ponte Molle. Ende März. Die Frühlingsregen der letzten Tage haben ausgetobt, nur der Tiber zeugt noch von ihnen; denn sein Wasser gleicht brodelnder Schokolade. Dem Deutschen wecken die von weißem Gischt umrandeten Strudel und Wirbel die Erinnerung an Bürgers „Lied vom braven Manne“. Fast schwindelt einem beim Anblick der tobenden Wellen. Keinesfalls gelüstet es uns, hier dem Schillerschen Taucher nachzuahmen, zumal wir die geheimen Tücken der

Tiberwirbel kennen, die schon bei niedrigem Wasserstande dem Schwimmer gefährlich sind.

Der kühle Nordwind treibt weiter, der jenseits der Berge her kommt, weshalb ihn die Römer auch „tramontana“ nennen. Er hat die Luft staubfrei geputzt, und läßt daher die satten Farben der Sabinerberge tiefer leuchten. Im veilchenblauen Sammetkleide prangen sie heute, das oben mit dem Hermelinmantel besetzt ist, der ihre nackten Schultern gegen den Nordhauch schützt. Was die letzten Tage in Rom Sintflut, das war im Sabinerland der Frau Holle Flockentanz. Die Frühlingspracht ringsum läßt die Vermutung aufkommen, daß die Campagna heute ihren „Firnistag“ abhält.

Die Wanderung geht über die Via Cassia (s. S. 94). Rechts rauschen Pinien und Eukalyptus. Doppelten Eindruck macht dieses Brausen und Sausen, weil dieser Teil der Campagna sich sonst großer Stille erfreut. Der in Rom ansässige Fremdling grüßt den heilenden Hauch aus dem Norden mit heller Freude, ist er doch stets nur ein halbtoter Mann, wenn des Sciroccos, des Saharawinds schwüler grauer Brodem wie eine Bleikappe auf der ewigen Stadt lastet. Die Glücklichen, die erst kurze Zeit von der Heimat trennt, spüren diesen elendbringenden Druck noch nicht, weil sie noch „nordischen Kraftüberschuß“ besitzen.

Dort, wo nach viertelstündiger Wanderung der Weg sich nach A q u a t r a v e r s a senkt (s. S. 46), und die einsame Pinie ihren Schopf in den blauen Himmel hineinbohrt, führt der Weg links ab. Rechts ragt ein Gartentor, das die Inschrift trägt: „Colle al bivio“ (Hügel am Kreuzweg). Auf der Hälfte der ersten Neigung genießt man einen schönen Ausblick. Bei

der klaren Luft liegt Tivoli, das wir umblickend schauen, zum Greifen nahe. Einem Perlendiadem auf blauer Sammetunterlage gleicht es. Die ganze Landschaft prangt in Farben, die ein Unerfahrener für unmöglich zu erklären versucht ist. Der Reflex der strahlenden Sabinerberge auf die Campagna zu ihren Füßen läßt diese als einen grünen Bergsee erscheinen. Links prangt der starre, schroffe Monte Gennaro, wie aus Stahl geschmiedet, vor ihm leuchten die Bergstädtchen Montecelli und Sant Angelo auf ihren Kegelbergen, weiter links schimmert ein schneebedeckter Höhenzug. Rechts von diesem fernen Bilde im Vordergrunde prangen zwei Riesenpinien, links äugt, wie ein Knabe, der eine Mauer erklommen hat, der Monte Sorakte in das Aqua Traversatal hinein. Heute könnte ihn Horaz nicht als den schneebedeckten grüßen, an ihm scheint der Regensturm der letzten Tage spurlos vorübergegangen zu sein. —

Wie das junge Gras um uns herum tanzt, wie die jungen Buchen sich vor Freude schütteln, weil der Kapellmeister der Natur hoch oben in den Lüften seine Pastoralsymphonie aufführt. Die Pinien aber bleiben ruhiger, ernster. Ihr Nadelpelz wogt, wie die Wellen eines stillen Sees bei zarter Brise. — —

Das Gartentor, No. 28, zeigt uns Lorbeerbäume und riesige Kakteen. Das nächste Tor rechts läßt uns enorme Agaven und einen unter Lorbeerbäumen einsam aufragenden Eukalyptus bewundern. Halt! Wir blicken auf Rom und sind überrascht ob des Sceneriewechsels; denn jetzt tauchen die Albanerberge auf, und darunter die weißgoldig schimmernden Paläste des Ludovisiviertels. Das tiefer liegende Altrom ist durch die Coulissen der monti Parióli verdeckt, nur

der sogenannte Turm des Nero und der Uhrturm des Quirinalschlosses ragen hervor. Ganz rechts erhebt sich der Janiculus, und zwischen ihm und den Albanerbergen öffnet sich ein dreieckiger Ausschnitt, der uns die südwestliche Campagna als ein violettes Meer zeigt. In der Nähe vor uns flimmert es aber wie ein Gestöber aus Rosenschnee: Pfirsich- und Mandelbaumblüten sind's. Drei Winzerhäuser beleben das Bild, und eines davon trutzt wie eine kleine Trecentoburg.

Weiter! Podere (Landgut), Borgetto, No. 21, neuer Sceneriewechsel. Im Vordergrunde gähnt eine halbkreisförmige Mulde, die zur Linken mit der Treppenlinie des Albanergebirges und rechts durch die weißen Flecke des Ludovisiquartiers abschließt. Hoch oben rechts prunkt eine Miniaturausgabe des Egeriahains. Unter ihr läuft eine schöngekämmte und gescheitelte Wiesenhalde, von Hunderten kleiner schwarzer Gräben durchzogen — ein grünes Linienblatt. Blickt man weiter nach links, so bemerkt man im Sattel zwischen den Albaner- und Sabinerbergen eine wagerechte, blaue, duftige Linie. Die blaue Campagna verschwimmt, aufgelöst im Azur der Luft, es ist, als ob sie die Sehnsucht nach dem wecke, was hinter dieser geheimnisvollen lichten Grenze winkt, die das Einfallstor zu den glücklichen Gefilden Campaniens darstellt. —

Lautenschläger könnte mit seiner Drehbühne keine schnelleren Wechseleffekte erzielen, als wir hier erleben; denn gegenüber dem Tor, No. 12, kommt wieder ein andres Bild. Der trunkene Blick taucht in einen grünen Taltrichter, den krauses Laub ähnlich schmückt, wie das Wollhaar den Kopf eines Negers. Vorne schimmern die Rohrstangen der Weingärten, die eben-

so gekreuzt sind, wie die Gewehrpyramiden im Lager. Und darüber erscheint jetzt der Sorakte als halbe blaue Kreissäge, ähnlich wie der Felsen der Republik San Marino von Rimini aus sich darbietet.

Weiter! Vor uns hoch oben wird plötzlich ein Kirchlein sichtbar, bei dessen Anblick ein deutscher Männersänger sicherlich das hohe Lied anstimmen wird: „Ein Kirchlein steht im blauen, im blauen Himmelszelt“ — so durch und durch deutsch sieht es aus. Die Kirche des Dorfes S. Onofrio ist’s, des einzigen Dorfes, das die nächste Umgebung Roms kennt. Links öffnet sich bald eine neue Mulde, die mit drei kleinen Hügeln ausgefüllt ist, deren frisches Rasenkleid die Tinten des fernen Albanerberges dunkler erscheinen läßt. Die Stadt Rom ist in der Versenkung verschwunden, nur der minaretgleiche Turm des neuen Policlinicums blitzt uns entgegen. — Nun ist die Höhe erreicht. Im Halbkreis aufsteigend, sind wir auf dem Rücken des Monte Mario angekommen. Der Weg biegt scharf links ab, und zieht durch Hecken, die Obstgärten einschließen, so daß die Ausblicke seltener werden. Nur ab und zu sieht man links die Spitze des Monte Gennaro, und rechts die Campagnaebene, die in sehnsuchtweckender Ferne zum Meer hinüberschlummert, wo sich ihr blauer Duft mit dem des Himmels vermählt.

Nach zehn Minuten lugt rechts ein altes verwittertes Kirchlein aus dem Grün. Es ist rotgelb getüncht, und die Aufschrift M. B. C. kündet uns, daß es der Madonna del Bon Consiglio (vom guten Rat) gewidmet ist. Die Stufen vor der Türe laden zur Rast. Wie man vor sich hinausschaut, möchte man überrascht sein Entzücken ausjauchzen; denn man ist in der

Achse des Tibers, der Blick trifft den Ponte Molle mitten in die breite Brust, über ihm schimmern die Schneeberge, und gleißt das Geschmeide von Tivoli. Die grüne Nachbarschaft wirft ihre Reflexe auf den Strom. Wer dies köstliche Panorama mit größerem Behagen genießen will, ziehe einige Schritte weiter links zur primitiven Bauernwirtschaft „Antica osteria di Nino“, wo er freundliche Leute, guten Wein und auch frugale Atzung findet.

Weiter! Nach kurzer Wanderung mündet unser Weg in die Chaussee, die Via Trionfale, die sich hier senkt. Links erscheint die Cypressenpracht der Villa Stuart, die an einen der letzten aus dieser unglücklichen Königsfamilie erinnert, an Kardinal Heinrich Benedikt, der 1807 in Frascati starb und sein von Canova geschmücktes Grab in der Peterskirche fand. —

Am Hause No. 60 links. Halt! Neue Überraschung! Rechts vor uns prunkt die hochragende Fassade der Kirche Maria del Rosario (Maria vom Rosenkranz), links taucht die rötliche Trommel und die blaue Kuppel der Peterskirche riesengroß vor uns auf. Deren goldene Laterne erinnert an die Krönlein, die auf den Bildern zu Grimms Märchen die Königinnen tragen.

Jetzt treten wir links in das Gittertor des Forts Monte Mario ein, geben den Permeß ab und steigen bergan. Bald nimmt uns der Schatten einer dunklen Steineichenallee auf, in deren Lücken Pinien erscheinen, deren Krone sich baldachingleich spannt. Dazwischen steht bescheiden die sinnige Melancholie düsterer Cypressen, deren Trauerkleid den tiefblauen Himmel nur noch lachender erscheinen läßt. Hier kann sich auch

der Zweifler, dem die Farbenglut auf den Bildern Boecklins, oder den Campagnalandschaften eines Filiberto Petiti, eines Enrique Serra oder Max Roeder bisher unglaublich schien, selbst davon überzeugen, was Wahrheit und Dichtung ist.

Auf der Kuppe vor dem rotgelb schimmernden Schlosse der Villa Mellini versinkt der Wanderer in andächtiges Schweigen; denn wer vermöchte die Pracht zu schildern, in welcher hier die Peterskuppel und Roms Farbenmeer uns entgegentritt. Diese Aussicht ist einzig, unvergeßlich. Auch wer Rom schon zu kennen glaubt, muß staunen; denn von hier aus sieht er die ewige Stadt zum ersten Male ohne abschließenden Hintergrund. Diese Leere hinter ihr, dieses lichte Geheimnis paßt zum Charakter der feierlichen, einzigen, ewigen Roma.

Doch wir müssen weiter, ehe die Sonne ihre Purpurfackel im Meere auslöscht, und unser Genuß wäre nicht vollständig, wenn wir nicht zur Rampe und zum höchsten Absatze der Freitreppe der Rosenkranzkirche stiegen.

Die breite Rampe ist von grünem, wolligem, mit Maßliebchen durchwirktem Teppich bedeckt, in den sich der Fuß wollüstig eingräbt. Die schimmernden braunen Mauern rechts scheinen zu träumen. — Einsamkeitschauer, Frieden, Dornröschenstimmung ringsum! Die Natur liegt mit den Kunstbauten im Kriege, überall beißt und nagt sie am Gemäuer. Auch die Kirche liegt im Zauberschlaf. Eine riesige Inschriftentafel blinzelt wehmütig aus halb erloschenen Augen und flüstert vor sich hin: — „Es war einmal.“ Wie wir weitersteigen, ist's, als ob auch die Peterskuppel für immer versänke. An Chidher, den ewig jungen,

denke ich, und an Macaulay, der im Geiste schon den einsamen Wanderer über die Stätte schreiten sah, wo einst London gestanden. Wird auch die Peterskuppel einst zur Ruine werden, wird ein neuer Homer vielleicht singen: „Einst wird kommen der Tag, wo die heilige Roma hinsinkt, und der Pontifex auch, und das Volk der trotzigen Römer?"

Doch oben fällt der Bann des Zweifels. Noch ragt stolz und gebietend Michel Angelos Dom. Bei seinem Anblick ergreift uns um so mehr die Stille des Todes, in der die Rosenkranzkirche und das zu ihr gehörende Kloster gefangen liegt, das einst Liszt als Abbate bewohnt.

Nun sucht man die Engelsburgwiesen, die Prati del Castello. Auch sie sind nicht mehr. Wo früher Lauben und Weingärten zu Hunderten standen, wächst Neurom, dem die Klerikalen so oft den Untergang vorhergesagt, erobernd heran. Neben den Klöstern der Soldaten und Mönche erhebt sich die Pracht der stattlichen Villen.

Der Blick schweift in die Ferne, wo, wie Gerok sagt: „nieden die Flur, droben der blaue Azur glänzet im Frühlingsgeschmeide" auf das Sabinergebirge. Die Sonne hat schon stärkeres, tiefes Rot von ihrer Palette genommen, schminkt jetzt die Villa Mellini, und wirft auch rötlichen Schein auf Roms Häusermeer. Zur Abwechslung setzt sie auch Goldlichter auf, und so glänzt stellenweise die Landschaft, wie ein Christbaum, der mit Goldstaub gepudert. Erstaunt haftet dann das Auge am Albanergebirge. So haben wir es noch nie erschaut. Wie ein Felseneiland erhebt es sich, groß, starr, einsam aus der grünblauen Campagnasteppe, über welche jetzt ab und zu violette

Schatten huschen. Es gleicht dem Circegebirge in den pontinischen Sümpfen. Wie leer erscheint die Lücke zwischen Albaner- und Sabinergebirge, wie leer die größere dort, wo sich die letzten Ausläufer des ersteren in die pontinische Ebene hineinwühlen. Das Gefühl der Neugier und Sehnsucht nach dem fernen Süden überschleicht uns. Manchem Wanderer wird wohl hier auch die Frage nach dem Unbekannten auftauchen, was jenseits der Grenzen seines Lebenshorizontes liegt. Darin beruht ja der Sehnsuchtszauber, den die Unermeßlichkeit der nassen und der trockenen Meere erzeugt, mögen letztere nun Wüste, Steppe, Heide oder römische Campagna heißen. Was mag wohl der letzte Hohenstaufe Konradin empfunden haben, als er im Jahre 1268 im Julimond auf dem Monte Mario stand, und nach Süden schauend, von der Wiederaufrichtung seines italischen Reiches träumte. Ob ihn wohl eine Ahnung überschlich, daß dort an der pontinischen Küste der Verrat auf ihn lauere? —

Immer feurigere Purpurstrahlen sendet die Sonne. Gelb, rot, feurigbraun, rotgold flammt Roms riesiges Häusermeer.

Wir brechen auf und ziehen den Berg hinunter, bis wir zu den verlassenen Osterien-Chalets kommen, die einst so reiches Leben gesehen. Der moderne Verkehr hat diese Gegend getötet. Seitdem die elektrischen Wagen die Römer von Rom bequemer nach Sant Agnese und S. Paolo fuori le Mura bringen, ziehen sie nicht mehr, wie einst, in hellen Scharen zum Fuße des Marioberges.

Im Elendviertel der Baukrachruinen staunen wir; denn auch die halbfertigen Paläste werden zu neuem Leben erweckt, der Ruhm der nahen Villenkolonie ließ

ihre Herren nicht schlafen. Eine neue Zeit scheint angebrochen. Freilich ist dieser Teil Neuroms noch immer kein Westend. Noch tummelt sich viel schmutziges Volk in den zu Märkten gewandelten Straßen und in den greulich verwahrlosten Kneipen, noch läuft uns viel zerlumptes Jungvolk zwischen den Beinen herum. Und doch, wer einen Augenblick stehen bleibt, und diese schmutzigen Kinder bei ihren Spielen beobachtet, ist überrascht, wenn er die Intelligenz bemerkt, die aus ihren Kohlenaugen hervorleuchtet. —

Viale Paribli.

(Von Porta Pia nach Porta del Popolo.)

Dieser schöne Spaziergang ist den Durchreisenden fast unbekannt.

Ausgangspunkt: Porta Pia. Zehn Minuten vor dem Tor, wo hinter einem Garten mit schönen Pinien sich die überraschend schöne Aussicht auf die Albanerberge öffnet, und im Vordergrunde der Minaretschornstein des Policlinicums sichtbar wird, der zum Wahrzeichen des östlichen Roms geworden ist, beginnt links gegenüber der Viale della Regina eine Platanenallee, die den Anfang der projektierten großen Ringstraße bildet. Man schlendert nur langsam, wird uns doch hier Gelegenheit geboten, Roms krasseste Gegensätze zu studieren. Das Viertel, das man betritt, war als Prachtquartier gedacht und wurde Elendsviertel. Zunächst kommt man auf einen Platz, dessen Wände großartige Mietspaläste verunzieren; weil sie

verwahrlost wurden. Trotzdem scheinen sie nicht häßlich, weil die römische Frühlingssonne auch sie verschönt. Die römische Sonne mildert aber auch das lebende Elend, da das Volk auf der Straße, die warm und lichterfüllt ist, lebt, wohnt, arbeitet, ruht, scherzt und plaudert, oder sich wohlig im Sonnenschein badet und sich in werktätiger Sorge für die Nachbarschaft vergnügt; denn in Rom gibt es noch Nachbarnfreundlichkeit.*) Zum Teil bildet es auch nur Publikum und ergötzt sich an dem stets wechselnden Schauspiel der Straße. Nur die Schusterphilosophen sind blind für das Treiben der andern; denn ihre emsige Arbeit erlaubt keine Zerstreutheit. Diese ihre fleißige Seßhaftigkeit wird wohl der Grund sein, weshalb in Rom des Crispinus Söhne auch so gern zum hohen Portiersamte erkürt werden. Die Wände ringsum zeigen malerische Wäscheausstellungen. Hier scheinen die Spitzhüte (pizzi cardoni, Name für die römischen Stadtpolizisten) nicht so protokolleifrig zu sein, wie im Innern der Stadt, wo sie sofort einschreiten, wenn auch jemand nur ein Taschentuch vors Fenster hängt. Und doch! Wo sollen die armen römischen Hausfrauen mit ihrer Wäsche hin, da die ewige Stadt keine Speicher und Bleichen kennt? Wie das Volk aber die Wäsche vor dem Hängen behandelt, sehen wir auch; denn neben dem Schuster steht eine ärmlich gekleidete Frau vor einem Bottich und klopft auf einem Brette ihre Lumpen mit steinbeschwerter Hand. Neben ihr aber sieht man eine Freilichtküche. Lautes Rufen lenkt ab, ein Mann trottet heran, der einen ganzen Laden von Haushaltartikeln, malerisch geordnet, trägt, Stubenbesen, Flederwische, Spinngewebefänger mit

*) Römische Augenblicksbilder S. 101.

riesigen Rohrstangen, vor allem aber den Herdfächer aus Truthahnfedern (sventola), der das Holzkohlenfeuer zu größerem Eifer anspornt.

Im Weiterschreiten erblickt man wieder Baukrachruinen, aus deren öden Fenstern das Grauen grinst. Rechts öffnet sich ein Blick auf die Campagna. Seltsam! Wie eine landschaftliche Rumpelkammer erscheint sie hier. Weiße arabische Würfelhäuser, rotgelbe Landhäuser, rosarote Osterien, Rohrhütten, kleine Gebüsche und grüne Wiesenflecken sind durch- und aufeinander geschachtelt, und darüber ragt der spitzhaubige Monte Gennaro, der in all diesem Mischmasch kleiner, als sonst, erscheint. Aber malerisch ist dieser tolle Farbenrummel.

Rechts erscheint wieder ein Baukrachdokument; dieses Palazzobruchstück ist dreifarbig, der Unterbau — der Gesamtbau gleicht einem Palazzo in Unterhosen — ist ziegelrot, die Weste blauweiß beworfen, das Oberkleid gelbgrau. Schaut man eine alte Hexe mit zahnlosem Munde, erhält man einen ähnlichen Eindruck. Und doch regt sich Leben in dieser Ruine, drei Fenster im ersten Stock sind rot verhangen. Die Neugier, die Phantasie werden angeregt. Wer mag dort hausen?

Weiter! Links ragt ein Pinien- und Cypressenhain. Ein rotgelber Palast lugt darüber hervor, dessen flachen Dachrand Statuen krönen. Wir stehen an der Rückseite der leider so schwer zugänglichen Villa Albani. (S. S. 101.)

Rechts folgt ein unschöner Kasernenbau, der als Motto die Worte zeigt: „Educandatorio, Villa Maria delle Orsoline“ (Erziehungsheim der Ursulinerinnen). Aha. Wir sind im klerikalen Neurom. Da fällt unser

Blick gegenüber auf ein graues Kastell im Trecentostil, das sich durch die Aufschrift als ein Erziehungshaus der Methodisten kennzeichnet. Diese feindliche Nachbarschaft spricht Bände. Schier unglaublich ist, wie in Rom, wo doch alle Klöster gesetzlich aufgehoben sind, täglich neue wie Pilze aus der Erde schießen, so daß die ewige Stadt dank der subtilsten juristischen Strohmännerkniffe mehr Klöster zählt, als zur päpstlichen Zeit. Diese rege Propaganda reizte natürlich den Eifer des kampffrohen Protestantismus, für den nach 1870 auch hier die Bahn frei ist, und so mühen sich Anglikaner, Methodisten, Lutheraner, Hoch- und Niederkirchler um die Wette, dem Vatikan aus nächster Nähe beizukommen.*)

Beim Weiterschreiten bemerkt man, wie die klugen Römer auch die Vegetation als Trockenboden benutzen. Ganz ungeniert zogen sie hier an langen Leinen ihre Wäsche von Baum zu Baum. Auch neues, wenn auch kein arbeitsames Volksleben sieht man. Der Nachmittag ist so schön, der Himmel so blau, die Luft so lind, weshalb soll man da nicht auf der Landstraße Boccia spielen oder das mit lautem Geschrei begleitete Fingerspiel (morra), das in der Osteria verboten ist?

Wir kreuzen die Via Salaria. Die Allee nimmt jetzt einen vornehmeren Charakter an. Man begegnet vielen Reitern in Civil und Uniform, auch vielen eleganten Radfahrern beiderlei Geschlechts. Dazwischen reitet eine Patrouille Carabinieri, deren roter Mantel auf dem Pferderücken als beherrschender Lichtfleck in dem Straßenbilde wirkt. Rechts entzückt uns über grauer Mauer ein Pinienwald, der eine rotgelbe Zinnenburg umschattet. Wie das leuchtet, und wie die rot-

*) Assessor Assemacher in Italien S. 490, 632, 633.

braunen Fensterläden vom Goldton der Fassade abstechen! Nun rollen vornehme Equipagen heran und zeugen wieder von dem Luxus, den die vornehmen Römer mit Pferden und Wagen zu treiben lieben. Links schauen wir jetzt der Baumpracht der Villa Borghese in den Rücken, erblicken dann eine typische Campagnafarm, ein graues massiges Haus, aus dem zwei viereckige Türme hervorstehen, und die Cypressen des Monte Mario.

Im Vordergrunde schimmert es weiß. Wir sind nach Spanien versetzt und sehen ein maurisches Schloß, das Prunkheim, das Villegas sich vor vielen Jahren vertrauensselig erbaute, als er glaubte, die neue Ringstraße würde sich bald mit Villen beleben. Aber er blieb allein, bis er Rom verließ, und als Direktor des Pradomuseums nach Madrid zog. In diesem Märchenschloß schuf er unter anderem „die Dogaressa“, den „Tod des Toreador“, „das Redentorefest in Venedig“. Es lohnt sich schon der Mühe, hier zu halten und durch das verschlossene Gittertor in den mit zierlichen Säulen und Arabeskenwerk geschmückten Hof und in den Garten zu schauen, wo prächtige Agaven und Palmen blühen, und eine hohe Aloestaude ragt, deren kahle Zweige in Pilgermuscheln zu endigen scheinen.

Der Weg senkt sich in schönen Windungen zum Tibertal. Die Ausblicke ändern sich. Links sehen wir wieder ein herrschaftliches Landhaus, grauer Turmbau von Pinien flankiert, rechts ein schönes Wiesental mit einem Pinienhain, vor uns ein Stück Tiber, das einem See gleicht, dann weiter rechts die langgestreckte gelbrote Reitschule von Tor di Quinto und dahinter die spitzen Linien der duftumflossenen etrurischen Berge.

Man steigt hinunter bis zu dem Punkte, wo sich

in spitzem Winkel die Straße nach Aqua Cetosa abzweigt. Brevierbetenden Mönchen und Geistlichen, jungen Seminaristen begegnen wir, welche die Kirche schon im frühesten Alter in den schwarzen Talar zwängt.

Aqua Cetosa.

Beim Heruntersteigen glauben wir im Geiste den gellenden Ruf „A—a—qua ceto—o—o—sa“ wieder zu hören, der uns so oft morgens im besten Schlafe stört. Auch Goethes gedenken wir, der allmorgentlich von Porta del Popolo her zum „essigsauren“ Brunnen pilgerte.

Unten an der Tiberbucht empfängt uns lautes Geschrei. Männer und Kinder balgen sich. Pferde wiehern, und schöne Esel, die faul im Grase liegen, schreien melodisch darein. Man bemerkt viele Karren, die mit großen Körben beladen sind, aus denen unzählige kleine Fiaschetti hervorlugen. Rechts steht eine große offene Rohrlaube, an der Schlingpflanzen sich üppig emporranken, vor uns ein „städtisches“ Amtshäuslein, das gar nicht in diese poetische Umgebung paßt.

Wir sind am Brunnen angekommen, zu dem viele mit Schlamm und Wasserlachen bedeckte Stufen hinabführen. Über den drei Brunnenöffnungen ragt ein tempelartiger Rundbau, der mit zahlreichen marmornen Inschrifttafeln prunkt. Eine kündet, daß Papst Alexander VII. (Chigi), der Mann, der als Nuntius den Friedensverhandlungen nach dem dreißigjährigen Kriege beiwohnte und später die Kolonnaden der Peterskirche erbauen ließ, „den Brunnen errichtete“. Den Architekten nennt aber die Inschrift nicht. Bernini war's,

der Meister der Kolonnaden. Andre Tafeln künden, daß Paul V. (Borghese) und Clemens XI. (Albani) den Brunnenbau restaurierten.

Das Treiben ringsum ist malerisch. Die Aqua cetosa genießt ja in Rom geradezu abergläubische Verehrung, da sie gegen alle Krankheiten feien soll. Ärmere Leute kommen daher selbst, oder schicken ihre Kinder, um das köstliche Heilwasser zu schöpfen. Andre Leute aus dem Volke haben den Transport des Wassers zur Industrie erhoben, sie füllen Hunderte von kleinen strohumflochtenen Flaschen, die sie in der Stadt für einen Soldo verkaufen — ohne Glas natürlich, das am andren Tage wieder abgeholt wird.

Ein Mann, der schon bessere Manieren hat, löst sich jetzt aus der Gruppe der Freunde los; denn er hat die forestieri erspäht. Diensteifrig reinigt er einige Gläser, füllt sie am Brunnen, und reicht sie den Besuchern, die auf die Frage, wie sie seine Mühe lohnen sollen, die stereotype Antwort erhalten: „A vostra buona grazia."

Nachdem wir getrunken, schauen wir uns um und betrachten die Bäume und Bänke ringsum, die, wie eine neue Inschrift kündet, Ludwig I. von Bayern im Jahre 1821 setzen ließ. Dann gehen wir an des Tibers Rand, dessen gegenüberliegendes Ufer eine Landzunge bildet, welche die Form einer sabinischen conca (bronzenes Wassergefäß) hat. Auf dem linken Ufer ziehen grüne Hügel bis dicht an den Strom, noch weiter links taucht der Turmstumpf Tor di Quinto auf, vor uns in weiter Ferne ragt Castel Giubileo (s. S. 83), das von hier einem grünen Bonapartehut ähnelt. Rechts gleicht das Tiberufer einem ausgetrockneten See, zu dessen Grün die braunroten Bauten des Militärschießplatzes

seltsam kontrastieren. Ein Gang auf diese Wiese lohnt sich. Es lohnt sich aber auch, im Garten der Fischerosterie „Osteria del Pescatore“ zu sitzen.

Wer jedoch noch schönere Aussicht genießen will, breche auf und ziehe zur

Villa Glori.

Wir kehren zur Hauptstraße zurück, und gehen auf dieser stadtwärts in der Richtung zur Via Flaminia geradeaus, bis rechts ein schnurgerader Weg eine sanft geneigte Hügelhalde hinaufführt. Man begegnet Schafherden, in denen die kleinen Schäflein lustige Sprünge tun. Beim Steigen grüßt links ein Ölhain, dessen Silberlaub dem Auge wohltut, während seine zerrissenen Baumstämme die Phantasie reizen, da sie die groteskesten Gestalten annehmen. Oben erblicken wir zur Rechten eine rote Säule. Wir klettern den Grabenrain hinauf, und befinden uns vor einem umzäunten Blumen- und Laubgarten. Eine Inschrift an der Säulenbasis belehrt uns, daß dieser heilige Hain historisch ist; denn hier kämpften am 23. Oktober 1867 die Gebrüder Cairoli, deren Denkmal jeder Besucher des Pincio kennt.

1867! Wie weit scheint diese Zeit des patriotischen Heroismus hinter uns zu liegen. Garibaldi hatte seinen Kreuzzug gegen das päpstliche Rom angetreten, der nur gelingen konnte, wenn in Rom selbst die Revolution ausbrach. Aber die Römer, die damals nicht gerade sehr wagemutig waren, wiesen auf den Mangel an Waffen hin. Die beiden Brüder Enrico und Giovanni Cairoli wagten daher mit siebzig Genossen das tollkühne Unternehmen, einen großen Kahn voller Waffen in Rom einzuschmuggeln. Aber am Ponte

Molle wurden sie festgehalten, und es blieb ihnen nichts andres übrig, als sich auf diesen Hügel zu flüchten, wo sie von dreifacher Übermacht angegriffen und halb niedergemacht, halb gefangen wurden. Enrico fiel zuerst. Während er im Todeskampfe lag, erhielt sein Bruder von den französischen Zuaven zehn Bajonettstiche. „Feige Franzosen!" rief Enrico und verschied. Giovanni aber starb erst nach einem Jahre. Außer den beiden starben noch zwei andre Brüder Cairoli in den Einheitskämpfen, der fünfte, dem der Opfertod der andren zugute kam, wurde Ministerpräsident.

Wir blicken rund und schauen viel Stullenpapier, das uns daran erinnert, daß den Sonntag nach dem dreiundzwanzigsten Oktober Tausende von Römern hierher zu wallen pflegen, um das Andenken der „Märtyrer" zu feiern.

Wir sind aber nicht bloß ihretwegen gekommen, sondern auch der Aussicht wegen, drum steigen wir zur höchsten Graskuppe des Hügels. Dort winkt ein Rundpanorama, wie es selbst Rom, das doch so reich ist an herrlichen Aussichten, kaum mehr zum zweiten Male bietet. Besonders schön ist der Blick nach Norden. Das Tibertal scheint wie von den Armen einer Riesenzange, links von den Hügeln der Flaminischen, rechts von denen der Salarischen Straße zusammengedrückt zu sein, auch gleicht es einem See, dessen Wasser durch das natürliche Tor abgeflossen sind, das die bei Castel Giubileo sich nähernden Hügel gebildet. Blaue Berge schimmern durch dieses geöffnete Tor herein, rechts grüßt der gezackte Monte Sorakte. Phantastisch wechselt das Licht- und Schattenspiel auf den Hügeldämmen rechts und links. Rechts

fast greifbar nahe tauchen die grünen Buckel des Forts Antenne auf, dann erblickt man den Monte Gennaro, Tivoli, die Albanerberge und die Türme der Villa Medici. Von dem tieferliegenden Rom ist nichts zu sehen, nur die Häuser der Via Nomentana und die Turmesse des Policlinico werden sichtbar. Weiter rechts! Welche Überraschung! In feierlicher Majestät ragt die Peterskuppel hinter den monti Parióli auf, befremdend groß, weil auch ein gutes Stück des rötlichen Tambours sichtbar wird. Weiter im Kreise uns drehend, entdecken wir die Cypressenpracht von Monte Mario, den Ponte Molle, der von hier aus gesehen, besonders malerisch scheint, die etrurischen Hügel, das rotgelbe Band der Reitschule, bis wir wieder zum Felsen von Castel Giubileo zurückkehren, der einem sich duckenden gekrönten Löwen gleicht.

Aber! . . . Wir sind allein mit all dieser Pracht. Noch machte kein Reisebuch auf sie aufmerksam. In der schweigenden Einsamkeit wird aber Genuß und Eindruck gesteigert. Doch das Leben von draußen macht sich trotz der Ferne öfters bemerkbar, munteres Lachen trägt der Wind aus der Ebene herauf, dazwischen trillern Lerchen, blöken Schafe, und von Zeit zu Zeit tönt Trompetenschall herüber.

Feierlich gestimmt treten wir den Rückweg an über den

Arco Scuro.

Der Villa Glori gegenüber biegt links ein Fahrweg von der Hauptstraße ab. Nach wenigen Schritten schon genießt man einen herrlichen Rückblick auf das Ponte Molle-Gebiet, das rechts von der Villa Glori 1 links von den düstern Flanken des Monte Mario

eingezwängt ist. Während wir weiter gehen, scheint sich unser Weg zur Sackgasse auszubilden. Vor uns liegen wellige Hügel, die mit zahlreichen Winzerhäusern prunken. Nach zehn Minuten betritt man einen schmalen, gepflasterten Mauerengpaß, der bergan führt, bis auf der höchsten Höhe mit einem Schlage die Scene sich ändert. Die Straße weitet sich, rechts und links starren höhere, graugrüne und laubgekrönte Parkmauern, im Vordergrunde aber leuchtet plötzlich über einem dunklen Tunnel (arco scuro) die in Gold getauchte Peterskuppel, die auf einem Pinienpolster ruht. Das ist ein erlebtes Bild, das gegen Abend seine Wirkung nie verfehlt, und daher auch immer von neuem die Maler lockt. Besonders schön festgehalten sah ich diesen poetischen Punkt einst in einem Bilde des römischen Holländers Romolo Koelman. Wie feierlich still es hier ist. Bis hierher dringt der Tageslärm nicht, nur vereinzelt klingen Abendglockentöne herauf.

Der Weg schießt jäh hinunter; nach dem Tunnel erblicken wir hoch vor uns die Baumsymphonie der Villa Strohl-Fern, und links die Villa Papa Giulio, deren ernste Fassade so stimmungsvoll im stillen Winkel liegt. Ihr gegenüber führt die Straße zur Via Flaminia und Porta del Popolo.

Wer die monti Parióli besuchen will, und Freund italienischer Landschaftspoesie ist, schlage kurz vor dem arco scuro rechts den Fahrweg ein, der zur Höhe führt und einen Rundgang auf dem Plateau gestattet. Die Gegend ist sehr einsam, bietet aber im Frühling herrliche Ausblicke auf die zahlreichen Gärten der Land- und Winzerhäuser, die hier oben, trotz der Nähe der Stadt, doch ihrem lärmenden Treiben ent-

rückt sind, und daher selten von Fremden bestaunt, ja selbst von den Römern kaum jemals besucht werden.

Nach dem Poussintal und Prima Porta.

(Vor Porta del Popolo.)

Der Ausflug nach dem Poussintal kann bequem zu Fuß gemacht werden, nach Prima Porta bedarf es aber schon eines Wagens oder Rades, wenn man nur einen Nachmittag aufwenden will.

Vorerst wieder eine Warnung als Vorbemerkung. Man lasse sich durch den Namen „Poussintal“ nicht a priori zu der Annahme verführen, daß man die lebenden Originale der schönen Landschaften Gaspards Poussin sehen würde, die man in der Gallerie Colonna oder dem Museum Doria bewundert hat. —

Ausgangspunkt der Wanderung ist die Scheffelosteria am Ponte Molle, die „Osteria dell' Alleanza“. Wir wenden uns rechts. Einige Schritte weiter erblickt man zur Linken die hochgelegene, von Rosen und Akazien umblühte „Osteria all' antico Melafumo“, auch Pincetto (kleiner Pincio) genannt, die uns in die päpstliche Zeit zurückversetzt. Hier passierte nämlich ein Pendant zur Geschichte der Waschfrau in Paris, der es zu viel war, den Bottich zu verlassen, um den Einzug Napoleons I. anzusehen. Eines Tages hatte Pius IX. mit dem üblichen Pompe eine Ausfahrt vor den Ponte Molle gemacht. Dragoner und Nobelgardisten sprengten voraus, um dem Volke das Nahen des Papstes zu melden. Alles sinkt in die Knie, nur

ein Winzer bleibt ruhig sitzen. „Was tust du?“ herrscht ihn ein Nobelgardist an. „Me la fumo“ (Ich rauche mir eine), versetzte der respektlose Phlegmatiker und zeigte auf seine Pfeife. Das Wort machte Glück, und seit der Zeit hieß der Mann nur noch Melafumo, und seine Schenke ward berühmt.

Es ist Ende März. Ringsum blüht, sprießt, treibt es, leuchtet es grün am Saum der Landstraße, oben auf dem Hügelrand, wo mitten im Sumpfrohrgebüsch ein gelbes Landhaus winkt. Die Via Flaminia steigt langsam. Wo diese auf halber Höhe sich nach links schlängelt, genießt man einen herrlichen Rückblick auf die Peterskuppel. Nun spendet eine Ulmenallee Schatten. Auf der Höhe rechts leuchtet mit rosaroter Fassade als Parodie auf einen antiken Tempel die Osteria di Tor di Quinto. Man steige neben ihr auf den Chausseerand zum Zaun, und wird überrascht sein von dem schönen und weiten Landschaftsbilde. Vor uns wühlt sich eine Schlucht ins grüne Tal, wo grüne Sammetwellen wogen. Rechts erblickt man das Obergeschoß der Albanerberge, das Fort Antemnae und den Tiber, dann die Aniobrücke an der Via Salaria mit dem charakteristischen Römergrab. Links leuchtet das lang hingestreckte goldrote Gebäude der Reitschule von Tor di Quinto, die als Stirnschmuck einen grünen Busch trägt. Plötzlich belebt sich das grüne Wellenmeer im Tal; denn wir sind in der Rennsaison, wo die Prüfungen der Reitschüler stattfinden. Blitzende Fahrzeuge durchschneiden die grüne Flut, eine Equipage folgt der andern.

Weiter! Links an einer stattlichen Villa vorbei, rechts an der Reitschule. Dann stürzt sich die Landstraße in die Tiefe. Wie doch die Gegensätze nahe

beieinander wohnen! Eben erblickten wir noch Karossenpracht, und jetzt schauen wir ein Bild aus Afrika. Auf dem gerippten grünen Tuffsteinhügel rechts sehen wir ein malerisches Dorf aus Rohrhütten, die elenden Wohnungen halb vertierter Campagnahirten. Aber bald wird man abgezogen; denn wie in einem Wandelpanorama ist schon ein andres Bild vor unser entzücktes Auge gezaubert, links und rechts starren grüne kahle Felshügel in den bizarrsten Formen, gleicht doch einer einer ruhenden Riesenkuh. Und wieder wird man abgelenkt. Im Automobil rast der Vater der Stadt, Fürst Colonna, heran, ihm folgen berittene Carabinieri in Gala, Schutzleute tauchen auf. Wo die Straße die Ebene erreicht, und der Weg nach den Tor di Quinto-Wiesen abgeht, halten wir. Aus dem Tal im Norden glitzert es in allen Farben. Wohl achtzig Offiziere reiten aus dem Grün hervor. Wie das Braun und Schwarz der glatten Pferde gegen das Campagnagrün absticht! Jetzt kommen die Reitschüler heran. Graue helle Hosen mit gelben, weißen, grünen und weinroten Generalsstreifen sehen wir, und schwarze verschiedenfarbig passepoilierte kurze Jackets. Schneidige, schmucke Reitergestalten! Sie verschwinden bald. Im grünen Talgrund funkeln jetzt goldene Helmspitzen. Des Königs Leibkürassiere nahen, die mehrere Hofwagen eskortieren. Rasselnd ziehen sie vorbei. Die Königin-Witwe Margherita grüßt mit ihrem bekannten Zauberlächeln, Königin Elena grüßt auch freundlich, aber ernster. Und schon ist der Wagenzug verschwunden. Neue Reiter kommen; französische, montenegrinische Uniformen erblickt man in dem Trupp. Ihm voran reitet der König, ernst, doch freundlich nach allen Seiten hin grüßend. Als Reiter „macht

er gute Figur“. Ein neuer Wagenzug folgt. Die Menge der Neugierigen verläuft sich stadtwärts oder fällt in die nächste Osteria ein.

Wir sind wieder allein mit der Campagna. Langsam ziehen wir weiter. Rechts tauchen wieder Wigwams aus Rohr und Reisig auf, es folgt eine Brücke, unter der sich zwei Bächlein vereinen, rechts winkt im tiefen Schatten die von mächtigen Eukalyptusbäumen umrahmte gelbrote „Osteria del Ponte“, die zur traulichen Rast einladet.

Gegenüber führt durch ein Gattertor ein Weg geradeaus zum

Poussintal,

das Gaspard Poussins Lieblingsspaziergang war. Einige Minuten lang kommt man durch Wiesen, dann zeigen sich links und rechts Hügelzüge. Der letztere ist kahl, während den andren wolliges Unterholz bedeckt. Weiter schlendern wir am laut murmelnden Bache vorbei, an dessen Ufern Tausende der buntesten Wiesenblumen sprießen. Poussins Bilder steigen in uns auf. Doch leider, seit des Meisters Tode sind Jahrhunderte vergangen, und mit ihnen hat sich leider auch das Tal geändert. Es ist zum Teil der Landwirtschaft nutzbar gemacht. Links und rechts heben die Kornhalme schüchtern ihre Spitzen aus der erwachten Frühlingserde. Wo sind Poussins herrliche Baumgruppen? Nur am Bachesrand stehen noch einige; vereinzelte Bäume erblickt man auch auf den Hügeln, sie gleichen schwarzen Perrücken auf dem Haubenstock. Der Spaziergang ist also eine Enttäuschung für den, der sich Wunderdinge erwartete, ein Hochgenuß aber für jeden, der elegische Matthison-

stimmungen liebt; denn uns umfängt, langsam und zagend sich nähernd, wie es die Freundschaft liebt, die Friedenseinsamkeit, die nur durch das Murmeln des Baches und das Trillern der Lerche belebt wird. Nach viertelstündiger Wanderung wird unser Ausharren belohnt. Ecco! Da ist sie, die Poussinsche Landschaft, eine entzückende Gruppe von deutschen Eichen, von Steineichen und efeuumstrickten Ulmen. Rechts auf der Höhe überrascht ein „Gehöft", wie die Reisebücher es nennen, ein Schloß, wie wir es taufen möchten. Es ruht schweigend, wie es die Würde seines graubraunen Alters verlangt. Seine mit rotem Tuch verhangenen Fenster gleichen funkelnden Augen, gleich als ob es den Fremdlingen zürne, die gekommen, seine Ruhe zu stören. Glücklicherweise haben wir diesen ehrwürdigen Zeugen der Vergangenheit noch auf keiner Photographie, auf keiner Ansichtspostkarte gesehen, der Genuß der Überraschung ist uns also gesichert!*) Dieses Schloß allein lohnt den Gang zum Poussintal.

Hier endet unsere Wanderung. — — —

Plötzlich hören wir melancholisches Singen. Hinter dem Ufergebüsch des Baches entdecken wir etwa zwanzig junge Ciociarinnen aus dem Sabinergebirge mit dem malerischen weiten Rock, dem bunten Mieder und weißem Kopftuch. Gebückt stehen sie und jäten mühsam Unkraut aus. Der „Sklavenaufseher" — Verzeihung, der „guardiano" leitet in eigener Person die Arbeit. Und stramm sieht er aus in seiner blauen, eng anliegenden Amtstracht. — Melancholisch zieht der Gesang an unserem Ohr vorüber, und einen be-

*) Wer nicht weiter nach Norden will, kann von hier aus dem Bache folgend, nach Aqua Traversa (s S. 45) ziehen.

kannten Vers fangen wir auf, den W. Kaden seiner Zeit also verdeutschte:

„Mein Schatz ist tot, das hat mich nicht gequält,
Ich meinte, daß der Schmerz viel ärger wäre.
Es stirbt ein Papst — ein andrer wird erwählt."

Eine andre Stimme aber unterbricht:

„Man sagte mir, ein andrer freie dich,
Ich will ihn töten, ja beim Blute Christi!
Du wirst zur Witwe, zum Banditen ich."

So geleitet, treten wir den Rückweg zur Osteria del Ponte an.

Gleich jenseits dieser Schenke, wenn wir die Via Flaminia weiter ziehen, erfaßt uns neues Staunen. Eine Miniaturloreley, aber ohne Rhein, starrt uns trutzig entgegen. Zerklüftet sind ihre Flanken, ihre Stirne ist schroff. Dort aber, wo ein grüner Kamm sie mit den Hügeln hinter ihr verbinden, läuft eine aus Pinien gebildete Raupe.

Weiter! Rechts in der Ferne schiebt sich eine grüne Coulisse vor, einem riesigen geduckten Märchenlöwen gleich, der ein silbernes Krönlein trägt. Das ist Castel Giubileo, das uns in die Zeiten zurückversetzt, da wir auf der Schulbank Titus Livius studierten, denn auf diesem Löwen stand einst die alte Stadt Fidenae. Der Name dieses Ortes erinnert uns an die Kämpfe, die das junge Rom einerseits gegen Alba Longa und andrerseits gegen die etruskischen Städte, namentlich Veji und Fidenae, führen mußte. Veji hatte sich mit letzterem verbunden, um den Römern

die Ausbreitung im oberen Tibertale zu erschweren, zugleich aber wollten beide abwarten, bis Römer und Albaner sich in langem Streite gegenseitig geschwächt hätten, um dann über beide herzufallen. Mettus Fuffetius, der Albanerfürst, welcher, wie es scheint, sich schon damals auf Weltpolitik verstand, durchschaute den schönen Plan, und wurde so genötigt, mit den Römern in Unterhandlungen zu treten, die zu dem Kampfe der drei Horatier und Kuriatier führten.*) Das Jahr darauf zogen Römer und Albaner geeint gegen Fidenae. Während der Schlacht nahm Mettus Fuffetius als echt italienischer Schlaukopf (furbo) eine abwartende Haltung an, da er sich auf die Seite des Siegers zu schlagen hoffte. Der Römerkönig Tullus Hostilius schrie den Seinen zu, daß die Albaner in seinem Auftrage die Feinde zu umgehen strebten; das ermutigte die Römer, sie stürmten von neuem an und siegten, worauf Mettus Fuffetius die fliehenden Feinde mit ostentativem Eifer verfolgte. Am folgenden Tage ließ Tullus Hostilius, der die Politik des „à corsaire corsaire et demi“ verfolgte, beide Heere zur Tagung antreten. Während die Albaner unbewaffnet waren, trugen die Römer die Waffen unter den Kleidern versteckt. Sie umzingelten die wehrlosen Verbündeten und nahmen ihren König gefangen, der darauf zur Strafe durch vier Pferde gevierteilt, während seine Hauptstadt Alba Longa zerstört wurde. Fidenae setzte trotzdem den Widerstand fort. Ancus Marcius, der Nachfolger des Tullus Hostilius, eroberte es zwar vorübergehend, aber erst 426 v. Chr. wurde es durch den Diktator Quinctius Pennus vollständig unterworfen. Es bestand noch bis

*) Siehe die darauf bezüglichen Fresken auf dem Kapitol.

zum siebenten Jahrhundert nach Christus. Genannt wird die Stadt nur noch einmal in dieser langen Zeit, nämlich unter Tiberius, als eines Tages ein hölzernes Amphitheater einstürzte und 50000 Menschen begrub. — — —

Doch es drängt uns weiter. Das dem Castel Giubileo gegenüberliegende Hügelkap, das mit dem ersteren die Pfeiler eines offenen Tors bildet, durch welches die blauen Berge Etruriens hindurchschimmern, zieht uns jetzt an. Rechts taucht der Kopf des Fürsten des Sabinerlandes, des Monte Gennaro, auf. Die Hügel zur Linken nähern sich der Straße. Sie sind bewaldet. Ab und zu zeigen sich kleine Spitzkegel mit Turmruinen. Dann, etwa acht Kilometer von Ponte Molle entfernt, erblicken wir die neue Tiberbrücke.

Das Flußufer wird malerischer. Wie der Rhein unterhalb Boppards im Kreise fließt, und so auf dem gegenüberliegenden Ufer ein hufeisenförmiges Stück Land abzirkelt, so macht es hier auch der Tiber. Inmitten dieses grünen Hufeisens trotzt das Burggehöft Castel Giubileo, doch vergebens spähen wir nach den Ruinen von Fidenae, das spurlos verschwunden ist. Das Schloßgehöft erinnert uns an — hm? — ja an das Jubeljahr von 1900, als es viel genannt wurde. Im ersten Jubel- oder heiligen Jahre (anno santo) von 1300 waren so reiche Pilgerspenden eingegangen, daß Papst Bonifaz VIII. (Gaetani), der von Dante verfluchte Feind der Colonna, sehr viele Ländereien, und mit ihnen auch dieses Castellgebiet kaufen konnte, das daher den Namen Jubelkastell erhielt.*)

Wie gesagt, das Tiberufer ist schön, von hohen,

*) Siehe, Aus Vatikan und Quirinal. (Bilder aus dem Nebeneinanderleben beider Höfe.) S. 169.

langästigen Bäumen besetzt. Wir passieren nun einige Steinhäuser, die halb in den Fels gebaut sind, und kommen zum Bach Valchetta. — Wiederum klopft Titus Livius an das Tor, das den Schatz unserer Schulerinnerungen verschließt; denn der alte Name dieses Baches Cremera erinnert uns an Veji und an die Kämpfe zwischen der Plebs und den Patriziern im alten Rom. 476 v. Chr. hatte der sozialistische Abgeordnete (Volkstribun) Spurius Cassius den Antrag eingebracht, daß die Plebs Anteil an den Staatsdomänen haben sollte. Die Aristokraten antworteten auf Drängen ihres mächtigsten Clans, dem der Fabier, die jahrelang stets einen Konsulposten für sich reserviert hatten, indem sie den Tribun als einen ehrgeizigen Streber verdächtigten, der nach der Königswürde strebte. Und so wurde er von Rechts wegen durch Hinrichtung an weiterer Nörgelei gehindert. Bald nachher bereuten die düpierten Plebejer ihre Dummheit und protestierten durch einen Waffenstreik mitten in einem Treffen gegen die Vejenter, als diese von der patrizischen Reiterei Roms schon halb besiegt waren. Um den Schaden gut zu machen, beschlossen die Fabier 479, nach dem bewährten Grundsatz, wonach man innere Fehden am besten durch eine Aktion anch außen paralysiert, den Krieg gegen Veji zu einem chronischen zu gestalten. Sie selbst aber gingen mit gutem Beispiel voran, und lagerten sich, dreihundertundsechs Mann stark, vor Veji. Zwei Jahre hielten sie sich, aber 477 wurden sie am Bache Cremera in einen Hinterhalt gelockt und alle niedergemacht. Der Tag dieser Niederlage wurde als Unglückstag (dies ater) proklamiert, und das karmentalische Tor, durch welches die Fabier in der Nähe des Kapitols die Stadt

verlassen hatten, zum Zeichen der Trauer geschlossen. Nur ein noch nicht waffenfähiger Jüngling, der in der Stadt zurückgeblieben war, rettete das Geschlecht der Fabier vor dem Untergange, das später durch Fabius Maximus Cunctator, den Besieger Hannibals, nochmals berühmt wurde. Auf diesen berühmten Fabier leitet der jetzige Principe Massimo, dem wir auf dem Pincio begegneten, seinen Ursprung zurück. —

Einige Schritte nach dem Fluß Cremera kommt man zu einer malerischen Osteria la Celsa, die an einen grauen ölbaumbesetzten Tuffsteinklotz angelehnt ist. Sie stellt einen turmähnlichen Bau dar, dessen Seiten x-beinig auseinanderlaufen. Ihre Farbe ist grau, doch zieht sich in ihrer Mitte ein weißes Band von oben nach unten. Rechts von der Türe steht eine Rohrlaube, darinnen ein alter Altaropfertisch antike Stimmung hervorruft. Links von der Türe befindet sich ein Brunnen, und hinter dem Hause erblickt man in den Fels geschnittene Kellergrotten.

Wir treten ein. Es lohnt sich schon, diese alte charakteristische Campagnakneipe zu sehen. Mehrere Stufen führen in den viereckigen, steinkastenförmigen Hauptraum, den ein verräuchertes Tonnengewölbe deckt. Rechts vom Eingang glimmt ein knorriger Riesenholzblock im hohen Kamin. Die freundliche Wirtin kommt und fragt nach unserem Begehr. Während sie Wein holt, mustern wir das „ambiente“ (Milieu), das an holländische Interieurs à la Teniers erinnert. Zwei ungeschlachte Landarbeiter spielen mit schmutzigen Karten, der Puffton aneinanderschlagender Kugeln verrät, daß sich ihre Genossen draußen mit dem Bocciaspiel vergnügen. Möbel zeigt die Schenke wenig, auch Schmuck nicht, nur prangt an der Wand

ein buckliger Zwerg (der Buckel gilt den Römern als glückbringend) im blauen Frack und roter Hose, und daneben steht in blauer Schrift: „Quando il gobbo canterà, allor credenza si farà.“ (Singt der Bucklige, dann wird Credit gegeben.) Noch einen andren Schmuck erblicken wir, ein Bündel trockener Farrenkräuter, das von dem quer durchs Zimmer laufenden Balken herabhängt. Die Wirtin bemerkt unsern fragenden Blick. „Das ist die Fliegenfalle,“ erklärt sie, „wir tun etwas Süßes hinein, und wenn sich genug krabbelndes Fliegenzeug angesammelt hat, stülpen wir von unten einen Sack drüber und fangen die ganze Gesellschaft.“ —

Wein, Brot und Eierkuchen sind vorzüglich. Frisch gestärkt ziehen wir weiter.

Es folgt ein neuer Bach. Die Gegend hat fast ganz deutsches Aussehen. Geradeaus bildet die wieder ansteigende Straße einen Hohlweg, links von ihr ist eine Baumgruppe, rechts steht auf grünem Kegel ein brauner viereckiger Turmstumpf. Geradeaus grüßt eine moderne Zinnenburg in toskanischem Trecentostil. Wir sind am Ziel. Links liegt der Gutshof:

Prima Porta.

Der Name kommt von zwei zertrümmerten Torpfeilern her, die einst hier standen, wo nach G'sell Fels schon zu Ciceros Zeiten eine Osteria sich befand. Wir nehmen den Führer und steigen mit ihm rechts auf den Tuffsteinhügel, wo wir einen halb offenen Schuppenbau erblicken, dessen Dach die Reste der Villa Livia ad gallinas albas schützt.

Diese Villa, auch Villa Vejentina, oder Villa der

Cäsaren genannt, wurde von des Kaisers Augustus Gemahlin Livia erbaut, deren Stadthaus auf dem Palatin ebenfalls heute noch zu sehen ist. Den Namen ad gallinas albas (zu den weißen Hennen) hat die Villa von einem Wunder, das Suetonius erzählt. Das Haus der Julier hatte ja die Wunderfabrikation zur Erhöhung seines Prestiges zum System erhoben, wie es sich auch durch die „Aeneis" des Virgil göttlichen Ursprung andichten ließ. Livia fing eines Tages einen Adler, der eine weiße Henne in seinen Fängen trug. Die gerettete Henne wuchs und mehrte sich, desgleichen ein Lorbeerzweig, den sie in ihrem Schnabel getragen; er wurde eingepflanzt, und aus ihm entstand ein Wald, der den späteren Kaisern die Lorbeerkränze zu ihren Triumphzügen lieferte. Jetzt ist der Lorbeerwald verschwunden, ebenso wie seine Herren, die Cäsaren. An deren Stelle traten die Päpste und die römische Kirche, und wie diese an jene Stelle traten, das erfährt man von dem Führer. Fragt man ihn nach den Besitzern des weiten Gebiets rings herum, so glaubt man, wie im Märchen vom gestiefelten Kater, die Antwort zu hören: „Alles Land gehört dem Grafen von Carabas." Alles Land, das im Nord und Süd das Tibertal füllt, gehört dem Domkapitel von Sankt Peter oder andren großen Kirchen.

Doch der Führer steigt jetzt eine Treppe hinab, und wir betreten zwei Zimmer, die das Erdgeschoß der ehemaligen Villa bildeten. Das größere zeigt an den Wänden einen gemalten Garten, der merkwürdig gut erhalten ist. Die ganze südliche Vegetation marschiert in ihm zur Parade auf. Schade, daß nicht mehr von der alten Pracht vorhanden ist. Die berühmte Augustusstatue, die einst hier prunkte,

schaffte man nach ihrer Auffindung im Jahre 1863 in das vatikanische Museum. . . .

Nun steigen wir aus dem Garten der Vergangenheit wieder zu dem sonnendurchglühten Garten der Campagna von heute hinauf, und genießen in einem großartigen Gesamtüberblick als ein Ganzes alle die schönen landschaftlichen Einzelheiten, die wir auf unserer Wanderung nacheinander kennen lernten.

Mitten im Genusse muß ich aber immer an das Domkapitel von St. Peter denken, dessen Canonici so reiche Einkünfte von der Arbeit der Campagnasklaven beziehen, — und an den Fluch der Latifundienwirtschaft. —

Während wir vom Hügel heruntersteigen, erinnert uns der Führer daran, daß einige Schritte jenseits der Osteria eine rote Felswand aufragt, welche alle Touristen bestaunen. Folglich tun auch wir unsere Pflicht; denn diese rote Wand (Saxa rubra) ist eng verknüpft mit der Geschichte des Ponte Molle, da sich hier die Ouvertüre zur Konstantinsschlacht abspielte. Maxentius, der wider Willen aus Rom ausgezogen war, traf hier im Vorpostengefecht zum ersten Male auf den Feind, der ihn zur milvischen Brücke zurückwarf.

Auf der Rückkehr nehmen wir, am Eingang zum Poussintal und an der Osteria del Ponte angelangt, den Weg zur Linken, durch die Wiesen von Tor di Quinto, um eine Abwechslung zu haben. Wir passieren rechts die Schießschule, links den Rennplatz, genießen den herrlichen Blick auf St. Peter und ziehen an der Tor' di Quinto vorbei, der gegenüber jetzt ein Stein-

bruch in Angriff genommen wurde, und kommen durch eine schöne Allee zum Ponte Molle zurück.

Über Monte Mario nach der Storta und Veji.

Auch dieser Ausflug ist für Rad- und Wagenfahrer in einem Nachmittag bequem ausführbar, vorausgesetzt, daß man darauf verzichtet, die ganze Stätte des alten Veji archäologisch gründlich und gewissenhaft zu erforschen. Da aber die wenigsten Romreisenden amtlich zu wissenschaftlichen Studien verpflichtet sind, so genügt denen, welche hauptsächlich nur römische Landschaft genießen wollen, ein Nachmittag vollauf. Vorbedingung ist freilich früher Aufbruch.

Am lohnendsten ist der Ausflug Mitte April und im Mai.

Historisch empfindende Reisende tun gut daran, nach Veji erst zu wandern, wenn sie schon den Albanersee und Prima Porta besucht haben, weil dies die drei bemerkenswertesten Stätten sind, die mit der Geschichte der letzten Vejenterkriege verknüpft sind.

An einem schönen Maientage besuchte ich Veji. Es ging ein frischer Wind, der Himmel war wolkenlos und festlich, als feiere auch er ein Jubiläum. Diese klare blaue Himmelsheiterkeit wirkt auf den Besucher zurück, seine sonnigen Augen betrachten unwillkürlich die Schönheit ringsum nur mit Feiertagsbrille.

Die Reise beginnt an Ponte Margherita (s. S. 49). Dort, wo wir die Stadt verlassen, an dem elenden

Holztor unter der Vatikanburg schaut heute selbst die zum Markte gewandelte Straße trotz ihres Schmutzes malerisch aus. Auf niedrigen, viereckigen Kistenkarren werden Kirschen, frische Bohnen und der von Goethe gelobte saftige Lattich ausgeboten, der wie die fava fresca roh gegessen wird. Dazwischen sehen wir die mit Mauleseln bespannten roten Karren der Nettezza Urbana (N. U. = städtische Reinlichkeit). Wir retten uns aus dem lebhaft wimmelnden Volkstreiben und ziehen rechts längs der Holzwand, welche die hier fehlende Stadtmauer ersetzt, um den Stadtschmuggel zu hindern, und gehen dann geradeaus. Haben wir die Häuserreihe mit ihren Baukrachruinen hinter uns, so erblicken wir links ein mit vielen großen Essen und Ziegeleien besetztes Tal, das „Höllental" (valle dell' Inferno), als nächsten Nachbarn des Vatikans. Diese Hölle ist aber segenbringend; denn ihre Tonerde ist so vorzüglich, wie die beste etrurische, welche die bekannten antiken Vasen lieferte. Weiter schreitend, erblickt man links den hohen malerischen Viadukt der Eisenbahn, die nach Viterbo führt. Rechts und links folgen jetzt Osterien, die den süßen Rotwein Aleatico anpreisen. Besonders aber sticht uns eine ins Auge, die Osteria del Falcone, ein mächtiger alter Bau. Ein Gruß vom Lande nähert sich uns, ein von weißen Ochsen gezogener, hochräderiger, roter Karren. Auf beiden Seiten der Straße zeigen sich aber Beweise römischer Gemütlichkeit: Gruppen von Schläfern, die den Straßengrabenrain zum Divan der Siesta erwählt. Niemand stört sie; denn der Schlaf ist den Römern heilig. Noch gemütlicher gibt sich ein Arbeiter, der ungeniert in Gottes freier Natur sein Hemd wechselt.

Dort, wo die Straße ansteigt und sich zur Allee wandelt, zeigen sich neue Osterien mit schönen Holunderlauben. Wie wohltuend der Schatten der Bäume links und rechts! Die Erinnerung an die Alleen von Homburg, Wiesbaden, Baden-Baden wird wach. — Je mehr sich die Straßenschlange emporwindet, desto häufiger werden die schönen Ausblicke auf den Pincio, S. Peter, die Engelsburg, die Vatikangärten mit dem Rieseneierbecher der Sternwarte. Auch den Janiculus erblickt man, der freilich von hier aus stark zusammengequetscht erscheint. Er erinnert uns daran, daß auf ihm die Etrusker mit ihrem Könige Porsenna sich zuerst der Stadt Rom näherten, und die Sagen von Horatius Cocles, Mucius Scaevola und Cloelia, der tapferen Schwimmerin, ruft er uns ins Gedächtnis zurück. Doch bald zieht die mächtige Klosterburg der Benediktiner auf dem Aventin herausfordernd unsere Aufmerksamkeit auf sich.

Weiter! Wie das Grün der Pinien auf dem Monte Mario vor uns leuchtet und funkelt. Bald passieren wir die Kirche Maria del Rosario (s. S. 63) und beim dritten Kilometerstein eine Villa, der gegenüber die Straße sich gabelt. Rechts führt der uns bekannte Weg nach Aqua Traversa, links zieht die Via Trionfale. Im Vordergrunde taucht der spitze Gipfel der Rocca Romana vom Braccianosee auf und die Kirche des Dorfes San Onofrio. Dann stürzt sich die Straße ins Tal. Hinab, hinauf, und wir sind im Dorfe, wo wir rechts eine Reihe aneinandergeklebter feuerrosenrot-gelblicher Kastenhäuser sehen, zu denen senkrecht zur Straße eingemauerte Freitreppen hinaufführen, die gerippten Kufen gleichen. Natürlich stellen sich auch wieder Osterien in Rosakleidern ein, links

sieht man einen rohen Bau, der einem primitiven Tempel mit plumpen Pfeilern gleicht: das Waschhaus.

Hinter dem Dorfe folgt rechts das Fort Trionfale. Der Wind setzt stärker ein und frischer. Wir haben die Höhe des Hügelrückens erklettert, die wir jetzt auch nicht mehr verlassen. Links ragt aus frischem Grün eine weißlich gelbgraue Zinnenschloßvilla hervor. Hinter ihr genießen wir nach Südwesten einen köstlichen Blick auf die in blauem Duft verschwimmende Campagna, die sich nahe dem Meer im Nichts verliert.

Beim fünften Kilometer umgibt uns auf allen Seiten Weideland. Kuhglocken ertönen, wie auf der Alm, Herden, von Hirten im zottigen Lammfellkleid behütet, zeigen sich ringsum. Am Wegrand sitzt ein alter Hirtengreis und schneidet sich soeben aus einem alten Lammfell eine Hose zurecht. Wenige Schritte weiter, gegenüber dem Zwölfkilometerhäuschen der Eisenbahn, die uns jetzt begleitet, eröffnet sich senkrecht zur Straße eine tiefe bewaldete Schlucht, die in einem köstlichen Blick auf den Monte Gennaro endet. Ähnliche Schluchten kommen jetzt links und rechts, die schöne Ausblicke, aber stets wechselnd zeigen, bis wir etwa nach dem zehnten Kilometer in die gepflasterte Via Cassia antica einmünden, die von Ponte Molle kommt. Rechts sehen wir einige halb verschlafene Bauernhäuser, links winkt, ein Rest aus alter Zeit, ein schmaler, viereckiger, brauner Ruinenturm, über welchem ein Raubvogel majestätisch seine Kreise zieht. Wie der Bursche zur einsamen Campagna paßt! Rechts drängen sich jetzt die Hügel von Ronciglione und Formello auf, die sich auf den

ersten Blick als eine verkleinerte Ausgabe der Albanerberge darstellen. —

Nach einer Viertelstunde erreichen wir:

die Storta,

die letzte Poststation zu alter Zeit. Der Ort besteht nur aus wenigen Häusern. In der „Osteria della Stazione“ halten wir Rast. Freundlich ist sie, aber auch schmutzig malerisch, sie hat eine Pfeilerhalle vorgebaut, die einem verpfuschten Triumphbogen aus Travertin gleicht. Die Seitenbogen sind ausgefüllt mit einladendem, schattenspendendem Schlinggrün. Viel bietet sie nicht, die gute Schenke, aber Wein, Gazosa, Eier, Schinken und Brot liefert sie schon. —

Verschiedene Reisebücher melden, daß der Weg nach Veji schwer zu finden sei, wahrscheinlich, weil ihre Verfasser von der Eisenbahnstation (s. unten) herkamen. Von unserer Osteria aus aber ist der Weg nicht zu verfehlen.

Geht man von ihr in der Richtung nach Norden weiter, so findet man draußen vor dem Ort, daß die Straße sich gabelt. Man halte sich rechts und folge dann nach wenigen Minuten dem ersten Fahrweg, der ebenfalls zur Rechten abbiegt. In bewaldetem Talkessel geht es langsam — und unterhaltsam hinab; denn zu unserer Überraschung zeigen sich plötzlich die edlen Linien des Sabinergebirges mit dem hellen weißen Streifen von Tivoli. Herrlich wirkt der Kontrast ihres leuchtenden Blaus mit dem gleißenden Grün ringsum. Bei der nächsten Wendung naht uns wieder eine freundliche Überraschung: auf isoliertem Kegel erhebt sich eine mittelalterliche Veste, trutzig, vierschrötig, aber trotz ihrer Schwere doch gefällig. Sie

bildet mit den Häusern, die sich Schutz suchend um sie geduckt haben, den Ort

Isola Farnese.

Im Mittelalter, als sich die römischen Barone untereinander und mit dem Papst und Roms Bürgern herumschlugen, bildete Isola Farnese den Stützpunkt der Rospigliosi, dann kam sie in den Besitz der Farnese, deren Nachfolger die Könige von Neapel wurden, und jetzt gehört sie dem Marchese Ferraiuoli, der auch einer der größten Besitzer in den pontinischen Sümpfen ist. Wir gehen zunächst noch weiter hinab, dann wieder steil hinauf, und um die Burg herum und durch den Ort in den Schloßhof, der durch seine stille Schönheit und durch seltsame Kasten vor Tür und Fenstern überrascht, die größeren Drahtgeflechtschränken ähneln, wie man sie braucht, um Speisen vor den Fliegen zu schützen. Sie schützen gegen die Fiebermücken; denn hier herrscht im Sommer die Malaria, die jedoch seit Grassis Entdeckung von ihrem Schrecken viel verloren hat. Schauen wir vom Portal der Burg in die Landschaft, so entzückt uns das herrliche Tal im Vordergrunde mit seinem sprühenden Wald von Edelkastanien. Bald erscheint auch der Kustode und prüft mit schnellem Blick, ob wir Gelehrte, Antiquitätensammler, oder nur simple Touristen scheinen; denn im ersteren Falle müßte er mehrere Stunden laufen, und das tut kein Römer gern, im zweiten würde er uns seinen Schuppen zeigen, wo er durchaus, zweifellos und wirklich echte Schätze aus vejentischen Gräbern feilhält. Da wir aber nur landschaftfreudige Wanderer sind, so begnügt er sich damit, uns den Gang zur Mühle zu empfehlen, den

er auch durch einen seiner Angehörigen weisen lassen kann; „denn," so sagt er, „in Veji selbst ist nichts zu sehen, man hat ja nur das Bewußtsein, daß man jetzt dort spazieren geht, wo einst die Stadt stand. Wenn Sie aber wollen, zeige ich Ihnen alles, aber es ist sehr weit und lohnt nicht."*) Nun, wir glauben ihm; denn er hat im Grunde recht. Nur wer sehr viel Zeit hat, und viel Verständnis für schweigende Landschaftspracht, möge die ganze Stadtfläche umwandern, dann genügt ihm aber ein Nachmittag nicht. Übrigens lohnt der Gang zur Mühle allein schon die Fahrt.

Wir kehren ein Stück des Weges, den wir gekommen, zurück, und biegen unterhalb der Burg rechts in einen Waldweg ein, der einem Laubtunnel gleicht. Köstliche Frische umfängt uns in dieser von mächtigen Haselnußstauden umstandenen Tuffsteinschlucht, die uns fast deutsch anheimelt. Silberweiß gesprenkelte Stämme von Edelkastanien tauchen bald aus einem Meer von Farren auf. Plötzlich rauscht es zur Rechten. Wir treten neugierig lauschend an die Wegbrüstung und erblicken tief unter uns ein zerrissenes Flußbett, das die Erinnerung an das Ilsetal im Harz wachruft. Allmählich wird dieses Schluchtenbett romantischer, wilder, italienischer, und ähnelt mehr dem Aniotal bei Tivoli. Immer tiefer steigend, kommen wir an die kleine weiße Mühle. Und stärker rauscht es. Der Führer zeigt nach rechts, und nun merken wir erst, daß wir zu Häupten eines ganz respektablen Wasserfalls stehen, der namentlich durch seine Umrahmung von Steineichen das Entzücken eines jeden Landschafts-

*) Die Etruskergräber von Cervetri im Westen von Rom oder die von Orvieto, Chiusi und Perugia sind viel lohnender.

malers bildet. Der Bach Formello ist es, der hier so tolle Sprünge macht.

Jetzt blicken wir in die Höhe. Trotzig wie ein Wall ragen Tuffwände auf, es sind die natürlichen Fundamente, auf denen die Mauern des alten Veji standen. Versunken und vergessen! Nichts zeugt mehr von der alten Pracht des „römischen Troja“, um das die alten Römer ihre Ilias zu dichten versuchten, um ihren Erfolg zu erhöhen. Hier also kämpften die Römer von 405—396 v. Chr., zehn Jahre lang, wie die Griechen vor Ilion, bis sie erst durch die List des Camillus siegten, der einen Stollen unter der Stadt her bis in deren Haupttempel trieb, weil die Prophezeiung ging, nur der würde gewinnen, der daselbst ein bestimmtes Opfer darbrächte.

Ist noch Zeit vorhanden, so lasse man sich vom Führer noch zum Ponte Sodo führen, wer aber vorzieht, auf dem Rückwege auf der Via Cassia das Panorama von Rom bei Sonnenuntergang zu genießen, breche lieber auf, nachdem er im Orte selbst noch einen Blick auf die Kirche und die äußere Ringmauer getan, oder in der gegenüberliegenden Schenke zur Ulme gerastet hat. —

Via Cassia.

Man kehrt zur Storta zurück und ziehe von dort aus immer geradeaus. Gleich nach der Stelle, wo die Via Trionfale rechts abbiegt, zeigt sich ein herrlicher Blick auf Sant Onofrio, Fort Trionfale und die diesem benachbarten Landhäuser. Bald darauf wird die Gegend zu einem freien Podium, von dem man abwechselnd zu beiden Seiten in malerische Waldschluchten hinabblickt, oder in der Ferne das Sabiner-

gebirge schaut. Später taucht auch das Albanergebirge auf, auf welchem Frascati in der Pracht der rotschimmernden Abendtoilette mit dem neidisch erblassenden Tivoli zur Linken wetteifert. Die Schönheit des Panoramas steigert sich von Minute zu Minute; man kann das Staunen der früheren Rompilger nachfühlen, denn jetzt liegt sie vor uns, die ewige Roma, soweit sie auf den Hügeln thront. Wie das glitzert, flimmert, brennt und glüht in der Abendbeleuchtung! Den Schluß der sich steigernden schönen Blickserie bildet aber die Höhe über dem Tal Aqua Traversa, wo sich die Straße in steilstem Schraubengange in das Tal hineinbohrt; denn nun taucht plötzlich die Peterskuppel auf.*) Ihr stahlblaues Seidenkleid flammt und funkelt, als sei es von Tausenden von Diamanten und Rubinen bedeckt. Kaum vermag man sich loszureißen.

Bald kommt man in den Kessel des Tals, und hat das Gefühl, als ob man bei einem Feste im Hause eines Großen, dem Lichterglanz des Ballsaales entflohen, Ruhe und Kühle im Schatten des Wintergartens finde. Traulich umschweben uns die Fittiche der stillen Dämmerung. Weiche Düfte entsenden Wiesen und Bäume, leise murmelt der Bach längs der Zeile der üppig grünen Maulbeerbäume. Wir biegen in die Via Cassia nuova ein (s. S. 47), kommen zur Via Flaminia, und kurz vor Ponte Molle grüßt uns wieder, aber diesmal ernster, feierlicher, die Kuppel von Michel Angelos Dom.

---

*) Siehe Gaudy's „Venezianische Novellen", wo er die Geschichte der reisenden Engländerin erzählt.

NB. Man kann den Ausflug nach Veji auch mit der Eisenbahn Rom-Viterbo machen, doch ist der Ausflug mit Wagen für zeitarme Reisende vorzuziehen, da die Verwaltungen der römischen Eisenbahnen noch so vorsintflutlich sind, daß sie noch nicht zu wissen scheinen, daß zur Fremdenindustrie auch Erleichterung des Verkehrs durch Vermehrung und Verbilligung der Fahrgelegenheit gehört.

Via Salaria.

Dieser Ausflug ist ebenso interessant für den Freund der vorchristlichen Geschichte Roms, als für den christlichen Archäologen. Für den Landschaftspilger jedoch dürfte sich nur der erste Teil bis zur Aniobrücke lohnen, da er die gleiche Gegend auf der Fahrt nach Prima Porta in reicherer Abwechslung genießt.

Der Besuch der Via Salaria beginnt an dem gleichnamigen Tor, zu dem man am besten von der Via Settembre gelangt. Die alte Salaria (Salzstraße) führte und führt noch heute über Rieti durch das Sabinerland in das Land der Picener und zu deren schöner Hauptstadt Ascoli Piceno, und von dort zum adriatischen Meer. Sie erschloß dem Verkehr landschaftlich reizvolle Gegenden. Wer jemals ihren letzten Abschnitt sah, dort, wo sie jenseits des Monte Vettore aus den Apenninen heraustritt, und das vom Trontofluß bespülte Ascoli Piceno berührt, wird die schöne Straße nie vergessen. —

Vor dem salarischen Tor schauen wir die Reste eines alten Römergrabes, auch erinnern wir uns, daß hier zahlreiche Kämpfe zwischen den Ostgoten und den Byzantinern unter Belisar stattfanden.

Wir überschreiten die Ringstraße und betreten ein schmutziges Vorstadtviertel, das fast ganz ländlichen Charakter hat. Rechts erblicken wir über den Mauern Lärchen und Pinien, links drängt sich Osterie an Osterie, geschmückt mit laubhüttenähnlichen Vorbauten. Die erste Querstraße links führt zu dem riesigen Velodrom, das freilich selten genug Gäste sieht. Rechts gegenüber drängt sich ein hohes eisernes Gittertor auf, durch das wir zunächst nur eine Reihe von kunstvoll gestutzten Buchsbaumcoulissen sehen, dann aber tauchen Fächerpalmen, Bambusstauden, und zu ihren Füßen viele antike Marmorsarkophage auf, und weiter im Hintergrunde eine Gruppe von Riesenpinien, die gewissermaßen eine offene Kuppelhalle bilden. Hinter ihnen links schimmert ein gelbroter Palazzo hervor; denn wir stehen am Eingang der leider verschlossenen Villa Albani, die nur den Bevorzugten offen steht, die direkte Empfehlungen an ihren Besitzer, den Principe Torlonia, haben. Juristische Gründe waren es, die diesen Patrizier zur Schließung der Villa zwangen, da zu befürchten stand, daß durch zu liberale Freigebung von Park und Museum sein Besitzrecht gefährdet werde. Mit einem Gefühl des Bedauerns betrachten wir das verbotene Paradies, und entdecken jetzt erst, daß über seiner wundervollen Gartenpracht der Monte Gennaro hervorlugt.

Auf unserer weiteren Wanderung passieren wir wieder neue jämmerliche Zeugen des Baukrachs der achtziger Jahre. Zum Glück winkt links der große

freundliche Osteriengarten der Villa Ciampi mit seinen Riesenlauben. Die Straße wird enger. Grell bemalte Häuser kommen zudringlich heran, und bald erhält die Salaria wieder den echt italienischen Charakter, den wir, da unser Auge durch so viele Italienbilder verwöhnt ist, in Rom sonst so oft vermissen. Wir treffen schloßähnliche Villen und viele echte Osterien, wie die „Osteria antica“, die „Osteria dei tre pupazzi“ (der drei Puppen), später erschauen wir den Lorbeerhain der Villa Horiz, dem gegenüber eine malerische Gruppe von Pinien und Cypressen als Pendant dient. Weiter links folgt die Villa Ada, die einen Urwald von Prachtbäumen zeigt, rechts bei No. 152 die Villa Svizzera, in deren Garten ein Panorama sich eröffnet, wie es jetzt noch kein Gemälde, keine Handels-Photographie festgehalten hat, so daß es auch blasierten Romkennern wieder etwas Neues bietet. Wie hier die Albanerberge von einem dunklen Bande von Pinien und Cypressen unterstrichen sind, als habe hier ein Künstler als dekorativer Landschaftskorrektor gewirkt!

Drei Kilometer vor dem Tore geht die Straße tief bergab. Jedem Landschaftsfreunde sei aber geraten, zunächst rechts auf der Höhe zu bleiben und etwa zweihundert Schritte weiter zu gehen, da die Aussicht, die sich ihm bietet, diesen Seitensprung mehr wie lohnt. Gebietend macht sich links ein Fort auf grünem Rasenhügel geltend, das auf der Stelle der alten Stadt Antemnae steht, links von ihm wogt ein Meer von Pinienkronen, rechts schweift unser Blick zu den Hügeln hinüber, die sich längs der Via Flaminia hinziehen, bis wir uns im Kreise drehend die etrurischen Berge und rechts den Sorakte sehen. —

„In weit geschweiftem Bogen er sich hebt,
Gleich einer Well', die, eh' sie brandend bricht,
Noch zögernd in getürmter Höhe schwebt
Und harrend ruht in schwankem Gleichgewicht.“ *)

Wir kehren zur Landstraße zurück und sehen jetzt zur Linken, gerade dort, wo sie abschüssig zu werden beginnt, ein Tor mit der Überschrift „Priscillae Coemeterium“. Der Romkenner denkt bei diesen Worten an die Kirche Santa Pudenziana in der Via Urbana, an die von Santa Prassede bei S. Maria Maggiore und an Santa Prisca auf dem Aventin neben dem Castello Costantino (s. S. 10); denn diese Kirchen sind drei heiligen Frauen geweiht, die nach der Tradition mit jener Priscilla verwandt waren, bei welcher Petrus (siehe die Römerbriefe) abstieg, als er nach Rom kam. Das Coemeterium ist sehenswert auch für den, der nicht speziell christliche Archäologie betreibt.

Nun heißt's, die steile Straße hinunterziehn bis zum Aniofluß. Bei dem Anblick der Brücke erschauen wir im Geiste Manlius Torquatus. Zwar halten es in unserer Zeit viele Gebildete mit Byron, der in seinem „Childe Harold“ klagt, als ihm der Anblick des Sorakte das Horazische Wort: „Vides ut alta stet nive candidus Soracte“ wachruft:

„Nicht denken mag ich meiner Schulzeit Plagen,
Und hat die Zeit mich auch versteh'n gelehrt,
Was sinnlos plappernd einst ich mußte sagen:
Der Abscheu, den die Schul' in mir genährt,
Wird nicht wie Spreu aus meinem Geist gekehrt.

---

*) Byron: „Childe Harold“.

Mir ging des Fühlens Frische lang verloren,
Eh' ich genoß, was des Genießens wert:
Was tot schon war, wird nicht mehr neu geboren,
Ich hasse heute noch, was einstens ich verschworen."

Wer diesen Worten Byrons folgt, der sieht natürlich in der Brücke vor sich nur eine Brücke, wie er schon so viel gesehen; wer aber an die Hymnen denkt, mit denen derselbe Byron die Geister der Vergangenheit beschwörend die Schönheiten der Campagna besingt, dem wirkt der Anblick der Brücke wie eine momentane Rückkehr in die selige Jugendzeit, da man noch für David schwärmte, der den Goliath schlug, für Klein Roland, der den Ardennenriesen besiegte, und also auch für Titus Manlius, der zwar kein Kind mehr war, aber doch gegen einen Riesen siegreich kämpfte, und zwar an dieser Stelle. Es war im Jahre 360 v. Chr. zur Zeit des zweiten gallischen Krieges; und der Stolz der Gallier war ein unbesiegter und für unbesieglich gehaltener Riese. Doch mußte er dem Titus Manlius nicht nur sein Leben, sondern auch die schöne goldene Kette „torques" lassen, worauf dieser als „Herr von der Kette" (Torquatus) in den Adelstand erhoben wurde.

Hinter der Brücke taucht ein zur Osteria verwandeltes Römergrab auf. Auch eröffnet sich die schöne Aussicht auf das Tibertal.

Hier endet für jeden, den nicht Pietät für die Geschichte weitertreibt, die Wanderung. Wer aber bei schönem Wetter sich aus zehn oder zwölf Kilometer mehr oder weniger nichts macht, ziehe weiter an der Villa Spada, in deren Gebiet zwischen der Salaria und Nomentana Kaiser Nero seinen Tod ge-

funden haben soll, und unter dem Kegel von Castel Giubileo (s. S. 85) vorüber nach dem nahen Häuserkomplex „Casali Sette Bagni“, denn hier liegt der Fluß Marcigliana, der im Altertum Allia hieß. An diesem Wässerlein begann am 18. Juli 390 v. Chr. Roms gallisches Unglück. Brennus schlug hier die drei Fabier und rückte vor das verlassene Rom. Die Erinnerung an die achtzig Senatoren, die allein auf dem Forum blieben, an die Errettung des Kapitols durch die Gänse taucht auf, auch sehen wir, wie Brennus, als die Besatzung des Kapitols später dennoch kapitulieren muß, unter dem Rufe „Vae victis“ sein Schwert in die Wagschale wirft. Prosaische Realpraktiker mögen noch so sehr über den spotten, der solchem „Sentimentalitätsdusel“ nachhänge, sie werden dafür es aber auch nie empfinden, wie solche „Liebhaberei“ dem Betrachter historische oder sagenberühmte Stätten wunderbar verschönt.

NB. Wem, wie gesagt, der Weg bis zur Allia zu weit ist, der gehe, falls er nicht die gleiche Straße, die er gekommen, zurückkehren will, von der Aniobrücke links am linken Ufer des Anio quer durch die Wiesen bis nach Aqua Acetosa (s. S. 72) oder rechts, ebenfalls durch Wiesen, dem Anio entlang zum Ponte Nomentano. (S. folgendes Kapitel.) Beide Wege sind sehr schön und stimmungsvoll — aber nicht fahrbar.

Vor Porta Pia.

(Via Nomentana — S. Agnese — Ponte Nomentano — Der heilige Berg.)

Die meisten Reisenden klagen darüber, daß sie in Rom nie Volksleben studieren können. Nun! Ist eines schönen Sonntags nachmittags im Frühling, Frühsommer oder im Oktober warmes Wetter, und droht kein Regen, so daß das Volk der „Römer von Rom“ sich ohne Scheu ins Freie wagen kann, so wähle jeder, den die Sehnsucht nach römischem Volksleben erfüllt, die Via Nomentana. Er wird dann sicherlich auf seine Kosten kommen.

Damit soll nicht gesagt sein, daß die Via Nomentana nicht auch an schönen Werktagen eines Besuches wert sei, im Gegenteil; bietet sie doch hinter Sant Agnese eines der herrlichsten Campagnapanoramen, die Roms Umgegend kennt.

Im folgenden, wie noch vorausgeschickt sein soll, werden die monumentalen Sehenswürdigkeiten nur aufgezählt, da jedes Reisebuch ausführlich über sie berichtet. — Wem es nur um die Kirche Sant Agnese zu tun ist, findet bis dahin Fahrgelegenheit mit der elektrischen Tram. Das Volksleben betrachtet man aber am besten in einer Fußwanderung oder in langsamer Wagenfahrt.

Vor dem Tor, das Pius IV. (Medici) erbaute, derselbe, der auch die äußere Fassade der Porta del Popolo errichtete, treten wir in ein Volksquartier, das erst in der neueren Zeit entstand. Als die Italiener am 20. September 1870 hier erschienen, erstreckten sich

hier, wie auch eine lange Strecke innerhalb der Mauern, wo jetzt die Via Venti Settembre steht, nur unabsehbare Weingärten. Auch die Straße vor uns war vor 1870 noch so eng, wie die Via Salaria heute noch ist, und folglich malerischer. Freilich, der Verkehr hat auch seine Rechte, aber es ist schade drum, daß man jetzt auf zwei Kilometer Länge die ganze Via Nomentana zum weiten Boulevard verbreitern will.

Während wir rechts den weißen Bau auf grünem Hügel betrachten, die Villa Patrizi, die auch für den christlichen Archäologen Bedeutung hat, da unter ihr Katakomben liegen, lenkt uns eine krächzende Stimme ab. Links vom Tor hat sich an der Mauer ein tragbares Pulcinellatheater aufgestellt — ein viereckiges mit rotem Tuch bekleidetes Brettergestell, in welchem ein Mann Platz hat. Mörderlich schlägt die Puppe des weißen Pulcinella, die schwarze Halbmaske mit Hakennase trägt, auf den hölzernen Priester, und gleich darauf auf den hölzernen Carabiniere los, und mit verhaltenem Atem lauschen die Kinder auf die stark saftigen Redensarten, welche die Schlägerei begleiten und schlecht geeignet sind, ihren Autoritätssinn und die Achtung vor Polizei und Geistlichkeit zu fördern.

Im Weiterschreiten bewundern wir den fahrbaren Straßenhandel, wir sehen kistenförmige Handkarren mit Apfelsinen und Zitronen gefüllt, oder mit geschälten Kastanien. Dazwischen schlendern Hausierer herum, die Körbe mit Blumen auf dem Kopfe tragen, oder vor der Brust Brettergestelle hängen haben, auf denen gelbe Bohnen oder Düten, mit Kürbiskernen gefüllt, aufgeschichtet sind. Dann folgen Buden, in denen fieberhaft tätige Öfen aufgestellt sind, die Waffeln oder Anisküchlein liefern.

Nach fünf Minuten zieht links die Pinienpracht der Schenke zum heiligen Patrickbrunnen (pozzo di San Patrizio) unsere Aufmerksamkeit auf sich; sie ist die erste der unzähligen Osterien, die sich jetzt auf drei Kilometer Entfernung folgen und die durstigen Kehlen der Römer anlocken. Auch rechts winken Piniengruppen, die leider durch die immer mehr sich vordrängenden Villenanlagen stark gelichtet werden. Gegenüber dem Viale della Regina hat man den ersten Blick auf das Albanergebirge. Es folgen als Paläste gedachte und zu elenden Mietskasernen gewordene Bauten, dann blickt man links durch ein weites Tor in den weiten Hof der Osteria di Mezzo miglio (Schenke zur halben Meile), ein Lieblingsziel bankettfroher Römer.

Nun wird die Straße wieder eng, italienisch und malerisch. Sie ist besonders schön abends bei Mondlicht, da rechts die Baumpracht der Villa Torlonia aus den Mauern heraussprießt. Schade, daß kein Eisengitter die neidischen altersschwachen Mauern ersetzt, so müssen wir uns schon damit begnügen, durch das Tor einen Blick zu tun auf das weißschimmernde Palastlandhaus mit der griechischen Tempelfassade, vor der ein Obelisk Schildwache steht — aber mit Vorsicht; denn die Römer sind Freunde des Wagenrennens. Unbekümmert um die Fußgänger, auf die sie verachtungsvoll herabsehen, jagen sie in tollstem Eifer daher, als wollten sie selbst die roten elektrischen Wagen in den Grund bohren. Hinter der Villa führt ein verwahrloster Feldweg zur Kneipe „Zum guten Wetter". Nehmen wir diesen Titel als gutes Zeichen. Der Klang einer Harmonika schreckt uns auf. Ein Trupp Bäuerinnen zieht vorbei, die Alten

zeigen ausgemergelte, gelbe, fieberdurchfurchte Gesichter und tief liegende Augen, die jungen Mädchen aber sind fesch und drall und prunken in Landestracht: roter Rock, rosa Schürze, niedriges rotes Mieder, aus dem die blaue Bluse hervorquillt, dickes, weißes, viereckiges Kopftuch. Auf dem Kopfe tragen sie Körbe. Mit gellender, schneidender Stimme singen sie einförmige Melodien, und ein junger Bursche, der in Sandalen steckt und einen kecken Spitzhut trägt, spielt die Harmonika dazu. Es ist ein herrliches Bild, zumal in dieser Umgebung. —

Jetzt folgen links und rechts moderne Villenhäuser, würfelförmige, turmbekrönte, und dazwischen weiße, braune und rote Cottages. Dort, wo jetzt die Straße steigt, schauen wir rechts wieder zahllose dunkle Pinien von seltenster Größe und bizarrster Form. Sie bilden den Hauptschmuck einer Parkvilla, die jetzt zu einem Waisenhause gewandelt ist.

Eine kurze Strecke wird die Straße jetzt Allee. Links auf der Höhe führt links ein kleines Tor zu S. Costanza, dem architektonisch so merkwürdigen Mausoleum der Töchter Konstantins, Konstantia und Helena. Einige Schritte weiter erblicken wir wieder links ein Torgebäude, hinter welchem, einem versunkenen alten Festungsturm gleich, ein malerischer Glockenturm aufsteigt — die berühmte Kirche Sant Agnese fuori le mura. Wer sie besucht, vergesse ja nicht, im Vorhofe rechts durch das Glasfenster zu sehen, um sich an dem Gemälde zu erbauen, welches das Wunder darstellt, das im April 1855 Pius IX. hier vom Tode errettete.

Kirchen und Kneipen haben sich von jeher gut miteinander vertragen, und da S. Agnese ein viel be-

suchter Wallfahrtsort ist, nimmt es nicht Wunder, wenn gegenüber der Kirche ein mehr oder weniger aussichtberühmter Osteriagarten dem andern folgt, zumal hier auch die elektrische Straßenbahn endet.

Weiter! Links schaut man eine stattliche Villa, auf deren Stirnwand eine große Marmorinschrift kündet, daß hier im Jahre 1875 Italiens Nationalheros gewohnt habe. Wie doch in Rom die Jahrhunderte ineinander spielen! Auf einem Raum von hundert Meter Länge treffen wir Konstantin und seine Töchter, die heilige Agnes, Pius IX., Garibaldi — und haben wir erst die „Osteria di Cettinje" links passiert, welche an die Hochzeit des italienischen Königspaares erinnert, und kommen zur Villa des Baron Leopardi, so machen wir gar die Bekanntschaft des heiligen Petrus. Wer Sienkiewiczs Roman „Quo vadis" gelesen hat, wird wohl nicht verfehlen, falls die Zeit es gestattet, in diese Villa einzutreten und sich das Coemeterium Ostrianum zeigen zu lassen, wo die herrliche Scene spielt, in welcher Vicinius mit dem Gladiator Kroto die Versammlung der Christen beschleicht, denen Sankt Petrus predigt.

Das Leben der Gegenwart ruft uns aus alten Zeiten zurück. Aus der Osteria „Antica Monticelli", deren hochgelegener Terrassengarten sich links weithin längs der Straße zieht, klingt Mandolinenklang. Es muß sich wohl gut in ihr sitzen; denn sie ist stark besucht. Freilich bietet sie auch einen unterhaltsamen Ausblick auf die stets belebte Straße und den gegenüberliegenden großen Park des Barons Blanc, der unter Crispi Minister des Auswärtigen war. Seine amerikanische Gattin verbindet Reichtum mit Geschmack, davon spricht die wohlgepflegte Gartenpracht, die statt-

liche Piniengruppen zeigt. Auf der Mauer fällt uns eine architektonische Spielerei auf, die einer Miniaturausgabe des Caecilia Metallagrabes gleicht. Blanc hat nämlich viele antike Fragmente, die bei dem Bau seiner Villa gefunden wurden, in Turmform zusammensetzen lassen.

Eine riesige Inschrift im Vordergrunde schreit uns jetzt laut „Mangani“ entgegen, und ladet so zum Besuche einer der beliebtesten Osterien ein, die wegen ihrer weiten Aussicht auf das Albanergebirge berühmt ist.

Uns aber erwarten noch schönere Ausblicke. Rechts im Vordergrunde lockt ein knallrotes Gebäude, das zur Batteria Nomentana, einem kleinen Brückenkopffort, gehört. Wir passieren die Zollbarriere und stehen nun auf der Brücke über der Eisenbahnschlucht.

Schön, feierlich, erhaben zeigt sich hier die Campagna.

Auf dem grünen Teppich der Hügelwüste, die sich bis zum Monte Gennaro hinzieht, wogt und wallt, huscht, zittert, wabert und zuckt ein toller Farben- und Lichtertanz, der alle Schattierungen von Grün, Blau, Schwarz und Gold zeigt. Wir drehen uns, um das Landschaftsschauspiel methodisch zu genießen. Rechts erblicken wir zuerst das Cypressendiadem des Monte Mario, dann entziehen uns bizarre Hügel den Ausblick nach Norden, bis braune Schluchten klaffen, und der Sorakte sichtbar wird. Im Osten vor uns schimmern die veilchenblauen Sabinerberge mit dem goldig funkelnden, behaglich zur Ruhe ausgestreckten Tivoli, drauf erscheinen rechts über dem vom Anio durchzogenen und durch Dutzende von alten Wart-

türmen interpunktierten Steppenmeer die dunkelblauen Albanerberge.

Links und rechts in nächster Nähe bauen sich jetzt Wagenburgen auf; denn die Osterien auf den Hügelkuppen erfreuen sich guten Zuspruchs. Der Drehklaviere Gejammer scheucht uns weiter. Wir eilen den Berg hinunter, obschon uns noch manche Osteria zum Bleiben lockt, unter andrem die „Wirtschaft zum Hügel der Hebe“, die sogar frische Forellen aus dem Anio verheißt. Bald kommen wir zum

Ponte Nomentano,

der alten Torburgbrücke, die sich über dem von den Frühlingswassern geschwellten braunen Anio zieht. Ist das malerisch! Kein Wunder, daß fast kein Landschaftsmaler Rom verläßt, ohne sein Können an der Wiedergabe dieses idyllischen Bildes erprobt zu haben. Wenn dieser alte düstere Bau erzählen könnte, was und wen er schon alles gesehen, wie oft um ihn heiß gestritten, wie oft er auch abgebrochen und wieder erneuert wurde! Römische, gallische, gotische, griechische, sarazenische, deutsche, spanische, französische Ritter und Reisige zogen im Laufe der Jahrhunderte über ihn, in Gesellschaft von Kaisern, Königen, Päpsten und Fürsten. Einstmals kamen jedoch auch zur Abwechslung Plebejer; haben wir nämlich die Brücke überschritten, so hält uns zur Rechten die „Osteria Panorama“ an, die auch den Nebentitel führt: „Trionfo di Roma per vedere il Monte Sacro.“ Wir sind am

heiligen Berge.

Unsere Jugendzeit dämmert wieder herauf au… der …schen Zeiten Schoß. Auf der Schulbank sitzend, lau…

wir auf den Lehrer, der uns von dem Auszug der Plebs im Jahre 494 v. Chr. erzählt. Das ist also der Berg, auf welchem die von den Patriziern so oft betrogene Plebs eine eigene Stadt gründen wollte! Neben der Osterie führt ein primitiver Treppenweg zum grünen kahlen Hügel hinan, der nach modernen Begriffen als Bauplatz für eine Stadt etwas klein erscheint. Hier also war die Stätte, wo der schlaue „krasse Bourgeois“ Menenius Agrippa die streikenden Proletarier durch die Fabel von der Rebellion der Glieder gegen den Magen zur Besinnung brachte. Heute würde wohl etwas mehr dazu gehören, um eine Episode des ewigen Klassenkampfes zu beenden. Aber — Schönheitssinn läßt sich den Plebejern von dazumal nicht absprechen; denn die Aussicht von diesem isolierten grünen Tuffsteinklotz ist einzig. Da Sonntag ist, ist sie zudem eine Aussicht mit Drehklavierbegleitung, in welche hie und da auch Guitarre und Mandoline hineinzirpen. Im Norden grüßt der ciminische Wald, die Rocca Romana und die Berge von Bazzano. Auch die Straße unter uns ist schön, namentlich an der Stelle, wo zwei Grabruinen trotzig Wache halten vor der weißen „Osteria alla Montagnola“, die, weil sie auch mit Wagen erreicht werden kann, reicher besucht ist, als die Wigwamkneipe auf unserem Hügel. Wir erblicken jetzt weiter, gen Osten, das malerische, turmgekrönte „Casale dei Pazzi“ (Landhaus der Familie Pazzi) mit seinem Gefolge von Prachtpinien, aus denen die Pyramide des Januariusberges (Gennaro) herauszuwachsen scheint. Die grüne Hügelsteppe rings umher ist mit weißen und braunen Schafen gesprenkelt, zwischen denen muntere Esel grasen. Hellere Töne bringen in das Grün die rotblauen Helm-

büsche der Carabinieri, und die leuchtenden Kleider blumensuchender Mädchen, die in den von Gänseblümchen beschneiten Wiesen lustwandeln. Und wieder schweift unser Blick zu den Stadtburgen der Albanerberge.

Fürwahr ein schöner Platz und zu allen Jahreszeiten schön, auch im Winter, wenn die tollen Fuchsjagden durch die Campagna rasen.*) —

Hier und da fällt ein Schuß aus der Flinte eines Sonntagsjägers, der aus Mangel an andrem Wild auf Singvögel pürscht. Die Luft ist lind und weich. Da wir wissen, daß die Farben der Landschaft, je näher der Abend kommt, desto satter und leuchtkräftiger werden, so nehmen wir vor dem Wigwam an einem Tische Platz, um Aussicht mit Wein zu genießen. Plötzlich erinnert uns Gläser- und Tellerklappern daran, daß wir in der österlichen Zeit sind, wo der Römer seine Bankette in der Campagna abzuhalten beginnt, die er fortsetzt, bis ihm Pfingsten Vorwand zu neuen gibt, und die er erst recht wieder aufnimmt, wenn der zweite Frühling des Oktobers kommt. Schon nahen sich auch die Hausierer, die Kürbiskerne, gebrannte Haselnüsse und Biskuits feil bieten. Selbst der Austernhändler, der „ostricaro", kommt, dessen Ware jedoch nur mit Vorsicht zu genießen ist. Jetzt singt auch das tapfer bechernde Volk ringsum, ja einige Männer tanzen miteinander und zeigen dabei in ihren Mienen den traditionell vorgeschriebenen Ernst. Wir schauen auf die reich besetzten Tische: Schinken, Eier, Salat, Lammfleisch, frische grüne Bohnen werden in ganz unglaublichen Mengen vertilgt. Ein schäbiggentiler Herr in schwarzem, fettigem Jacket, kragen-

*) „Aus Vatikan und Quirinal" S. 78.

losem Wollhemd und schwarzem steifen Hut nähert sich uns. Er setzt sich vor uns ins Gras, und da er uns als Deutsche erkannt hat, klimpert er auf der Guitarre — o wie romantisch! — Santa Lucia. Dann zieht er seinen Hut und — zeigt, daß er ein vorsichtiger Mann ist; denn seinen kahlen Schopf schützte er durch eine eng anliegende schwarze Pelzhaube. Nachdem er seinen Obolus empfangen, setzt er sich nieder, klemmt ein Stück Papier zwischen seinen Mund und die an diesen angepreßte Guitarre und spielt sich als Mundharmonikakünstler auf. Nach ihm kommt der übliche „arme Blinde" in mehreren nicht ganz einwandfreien Exemplaren.

Unterdessen wird das Landschaftsbild immer schöner. Einige auf das Sonnenlicht neidische Wolken sorgen für Variation; die von ihnen beschatteten Stellen heben sich ganz phantastisch ab von dem in hellster Lichtflut prangenden Rest der Campagna.

Kurz vor Sonnenuntergang, wenn der westliche Himmel purpurn zu erglühen beginnt, machen wir uns auf die Rückkehr; denn nun wird die Landstraße noch malerischer, als vorher, weil das feinere Bürgertum in Karosse und Droschke nach Hause zurückkehrt, und dazwischen Gevatter Schneider und Handschuhmacher mit Weib und Kind zu Fuße traben, während von der Stadt her das Landvolk, das seine Wocheneinkäufe gemacht, zu seinen Campagnahütten strebt. Schaut doch nur vor der nomentanischen Brücke das junge Bauernweib, das seinen Esel im Herrensitz reitet! Alles bleibt bewundernd stehen ob seiner Schönheit. Es ist dekolletiert, so daß sein herrlicher echt römischer Hals und die feinen Linien des Nackenansatzes sichtbar sind, ein buntes Seidentuch deckt Busen und

Rücken, das viereckige weiße Tuch den Kopf. Weiter folgt ein Bauernpatriarch, der zu Fuße geht und eine ganze Herde von Eseln, auf denen Frauen sitzen, vor sich her treibt. Zum Zeitvertreib haut er ab und zu mit langem Stab den säumigen Grautieren auf das viel erprobte Hinterteil. Und zwischen den Landleuten sieht man die hochbusigen, aber hutlosen Römerinnen aus dem Volke, die im reichsten Juwelenschmuck prangen. —

Die vielen Osterien der Via Nomentana aber, die im Bereiche der „tramways“ liegen, sind noch voll besetzt; denn, wer sich's leisten kann, hält seine „cena“ (Abendessen) lieber im luftigen Kneipgarten, als im dumpfigen Heim. Nur eines fällt uns als Hauptsache auf. Nirgends, weder auf der Straße, noch in der Kneipe, geht es wüst zu; denn der „Römer von Rom“ hält in der Öffentlichkeit auf Würde.

Vor Porta San Lorenzo.

Um mit dieser Tour einen Nachmittag zu füllen, verbinde man mit ihr die Besichtigung des römischen Juxplatzes auf der Piazza Guglielmo Pepe,*) der Kirche San Lorenzo und des Kirchhofs. Bleibt dann noch Zeit, und ist sehr schönes Wetter, so schließe man mit der im folgenden Kapitel beschriebenen Wagentour.

Die Ausreise beginnt unter der Eisenbahnunterführung am Arco Bibbiano. Zuerst kommt man auf

*) Römische Augenblicksbilder S. 6.

einen weiten Platz, der in die Via Tiburtina (Straße nach Tibur-Tivoli) ausläuft, die im Hintergrunde die Cypressen des Kirchhofs zeigt. Wir sind im Elendsquartier von S. Lorenzo, das man nächtlicherweise gern vermeidet.*) Schauen wir rechts die Stadtmauer entlang, so entdecken wir vielgestaltiges Volksleben, ausstaffiert mit viel Kindervolk in schmutzigster, malerischster Abwechslung. Die Mauernischen sind zu Läden gewandelt, Fleischer, Schuster, Barbiere, Fruchthändler hantieren dort unter freiem Himmel. Hausierer umschwärmen uns, einer trägt auf einem Gerüst einen ganzen Wald von künstlichen Blumen und Papierfähnchen. Eine Gruppe großer Schulknaben zieht zu einem Dauermarsch aus. Sie sehen schmuck, ja fast elegant aus in ihrer grüngrauen Leinwanduniform. Einige Samariter, die rotbekreuzte weiße Binde am rechten Arme, fahren auf dem Zweirad hinter ihnen drein.

Weiter! Geradeaus gehend drängen sich stattliche, aber verwahrloste Großstadthäuser auf. Zwei elegante Vorstadtstutzer, den Hut herausfordernd im Nacken und mit frechem Blick, kommen uns entgegen. Zweifelhafte Gestalten sind's, denen das Messer vielleicht recht locker in der Tasche sitzt. Zur Linken pfeift die Dampfbahn, die nach Tivoli fährt. Rechts aber erscheinen jetzt Ladengewölbe, wo der Handel des Lebens mit dem des Todes abwechselt: Osterien, Metzgerläden, Kranzläden und Steinmetzgewölbe mit unzähligen Kreuzen — Osterien, Marmorgeschäfte, Spezereiläden — Osterien, Blumenläden in bunter Folge, bis wir zum Vorplatz des Kirchhofs kommen.

---

*) S. Niceforo „La mala vita a Roma".

Wir folgen der Straße links. Eine auffallend mächtige Pinie hoch über uns läßt uns aufschauen, und wir bemerken eine Inschrift an der Wand: „Nuova osteria del Pino“ (Neue Pinienschenke). Da sie noch neu ist, müssen wir sie entdecken. Folglich steigen wir hinan. Haben wir das alte malerische Tor durchschritten, so empfängt es uns wie Friedhofsgeruch. Boecklinsche Stimmung ergreift uns. Rechts und links starren dunkle Mauern aus Buchsbaum und Cypresse. Wie das feierlich ist! Zu einem antiken Tempelhain scheinen wir zu schreiten, und jeden Augenblick erwarten wir aus dem Gebüsche die Priesterinnen von Boecklins Toteninsel hervorschreiten zu sehen. So kommen wir zum Vorplatz, der einem kleinen antiken Amphitheater gleicht, dessen Stufen halb freigelegt sind. Schön und ruhig ist es hier, doch lange leidet es uns nicht; denn wir suchen Aussicht.

Zum Tor kehren wir zurück unter den Pinienbaldachin. Eine Nische, deren Rückwand überwuchert ist vom ersten Maiengrün, bietet guten Sitz. Der Fuß wühlt in einem Teppich, der aus Maßliebchen, Klette, Borax, Wegerich und hunderterlei Gräsern gewirkt ist. Vor uns liegt das Obergeschoß der Fassade von San Lorenzo, greifbar nahe, so daß wir dessen Freskenschmuck eingehend betrachten können. Das Bild ist links und rechts von Cypressen umrahmt. Auch das weiß und rote Friedhofstor winkt herüber. Wie kontrastiert die üppige Vegetation ringsum mit dem Bilde des Todes, das der Friedhof bietet!

Unbemerkt kommt man hier ins Träumen:

„Wir sind aus solchem Stoff geformt, wie Träume,
Und unser kleines Leben umgibt ein Schlaf.“

Wie viele Tausende zogen schon durch jenes Tor, um nimmer wiederzukehren!

Der Vorplatz ist still. Hier zog im Sommer 1268 ein deutscher Träumer, Konradin geheißen, vorüber, der Niederlage von Tagliacozzo entgegen. Hier tobte am 20. November 1347 die Schlacht der Colonna gegen den Volkstribunen, der jetzt auf der Kapitolstreppe verewigt ist, Cola Rienzi, als er von der Belagerung Marinos zurückkehrte. Drei Colonnas fielen in dem blutigen Kampfe, und mit ihnen achtzig Edle. Zwei Menschenalter später sehen wir wieder einen Colonna auf diesem Platze, 1424; er bringt die Leiche des größten Condottiere seiner Zeit, Braccio di Montone, genannt Fortebraccio (Starkarm), der des Papstes Martin V., des Chefs seines Hauses, heftigster Widersacher gewesen. Martin übte noch an dem Toten Rache, indem er ihn vor der Lorenzokirche verscharren und auf seinem Grabe eine Schmähschrift anbringen ließ. Freilich hatte Starkarm es toll getrieben. In Viterbo hatte er Mönche lebend in die heißen Quellen gestoßen, und sich nebenbei hundertmal verschworen, er werde den Papst noch so weit bringen, daß er hundert Messen für einen Pfennig läse. —

Genug der alten Historien. Ziehen wir lieber in die freie Campagna! Zuerst müssen wir um den großen Kirchhof herum. Zur Rechten schickt dieser einen vestengleich hoch aufragenden Arm vor, der San Lorenzo umklammert. Die Mauer ist oben durch offene Bogenfenster durchbrochen, aus denen weiße Grabdenkmäler hervorlugen. Eines zieht uns besonders wegen seiner Lieblichkeit an. Es ist das Marmorbild eines zarten Kindes, das unser Herz mit Wehmut füllt. Und wie die Cypressen, diese Trauer-

prediger, über der Mauer winken, und uns in die Stimmung versetzen, als sähen wir Klingers oder Greiners ernste Radierungen, die den Triumphzug des Todes behandeln. Das ist die richtige Stimmung für den, der die Campagna als „das Totenfeld der Geschichte“ betrachten will.

Die Straße wird schlecht, links sehen wir Äcker und Weingärten, rechts begleiten uns längs der braunen Friedhofsmauer von Blüten gepuderte Lärchen, über denen wieder die „schwarzen Gesellen“, die Cypressen dräuen. Unwillkürlich atmen wir darum auf, wenn wir den Eisenbahnübergang erreicht haben. Hier öffnet sich der freie Ausblick auf die grüne Wiesensteppe. Ist das Panorama auch nicht so imponierend, wie das, welches die Zollbarriere hinter Sant Agnese bietet, so ist es doch ein Stück der Campagna, wie es Aristide Sartorios Künstlerauge liebt. Das ist die Campagna, wie sie einstmals Sartorios Interpret Ernst Steinmann in einem Feuilleton schilderte: „Der eigenartige Zauber der römischen Landschaft tut sich dem Naturfreund keineswegs auf einmal kund. Erst wenn wir lange in intimem Verkehr mit ihr gelebt, wenn wir mit offenen Augen und empfänglichem Gemüt nach allen Richtungen ihre unendlichen Weiten durchmaßen, wenn wir sie ernst und dringend um die Geheimnisse ihrer Schönheit fragten, beginnt sie zu reden. . . . Schweigen und Einsamkeit begleiten den Wandrer, und er fühlt sich allein mit sich selbst und einer ungeheuren schicksalsschweren Vergangenheit. Dem Meeresspiegel vergleichbar, breitet sich vor ihm in ruhigen Wellenlinien die unermeßliche Ebene aus. Hier und dort ragt eine Pinie empor; ein grauer Turm, die Reste einer antiken Villa, die Strohhütte eines Campagnolen, der in der

Nähe seine Schafe weiden läßt, das sind die wenigen Zeugen menschlicher Gegenwart in diesen Gefilden einst und jetzt. . . . Die Schatten der Vergangenheit ruhen über diesen Feldern, und keine Menschenhand vermochte je die träumende Natur aus tausendjährigem Schlummer zu wecken. Ja, die Campagna Roms würde wie ein aufgeschlagenes Schicksalsbuch dem Wandrer nur von dem großen Verhängnis zu erzählen wissen, dem Mensch und Menschheit unterworfen sind, breitete nicht der blaue Himmel all seinen Glanz über diesem erinnerungsvollen Boden aus, begrenzten nicht die klassisch ruhigen Bergeslinien den fernen Horizont, schmückte nicht ein unbeschreiblicher Reichtum von Form und Licht und Farbe die Landschaft mit immer neuen unerschöpften Reizen. So verklärt hier die Schönheit das Erhabene, und Vergängliches und Ewiges reichen sich versöhnt die Hände." —

Schritte ertönen. Bürgersleute kommen, die im nahen Anio dem Fischsport gehuldigt. Wir gehen weiter, und an der mit rotem Eisenblech bekleideten „Osteria dei Cacciatori" (Jägerschenke) vorüber. Die Straße gräbt sich in die grünen Hügelwogen ein und führt zum Ponte Mammolo, wo wir Halt machen. Hier wird man bei längerem Verweilen gewahr, worin der eigentliche Zauber, der geheimnisvolle Reiz der Campagna liegt. Stehen wir am Travertingeländer der Brücke und schauen links auf den braunen Anio, der von Pappeln besäumt ist und ein Bild stellt, wie es Poussin gemalt haben könnte; da werden wir auch wieder inne, daß unser Auge erst durch die Bilder, Zeichnungen und Stiche der Campagnamaler, mögen sie nun Filiberto Petiti, Aristide Sartorio, Franz Aerni, Coleman, Romolo Koelman, Max Roeder oder sonst

wie heißen, gewissermaßen geschult sein muß, wenn wir die Campagna recht genießen wollen. Sieht man, wie sich hier ringsum die kapriziöse grüne Wüste in Hügelpurzelbäumen, in Beulen und Buckeln gefällt, und so eine wahre Orgie von Licht- und Schattenspielen aufführt, verfolgt man die ruhigen edlen Linien der Landschaft, erblickt die braunen Rißwunden im grünen Fleisch der Hügel, die Grotten gleichen, und klettert dann mit entzücktem Auge die Rampe der Albanerberge bis zur höchsten Spitze hinauf — dann überschleicht den Wanderer bald die Ahnung dessen, was römische Campagna bedeutet.

Und nun erst die Vegetation am Ufer des Anio! Wie das grünt und blüht in Baum und Strauch! Patzig flammen die Mohnblumen dazwischen. Und Finken zwitschern voll Freude über den Frühlingsschmuck in der Runde, Lerchen trillern. Doch auch unangenehmere Geräusche hört man in der sonst so feierlichen Stille. Frösche quaken, und Räder knarren. Auf hohen Karren fährt ernstes, still vor sich hinbrütendes Bauernvolk dem Gebirge zu. — Wir kehren zurück. Links schielen uns die Marmorgruppen vom Lateransdom zu, rechts grüßen die Cypressen vom Monte Mario. Vor der roten Osteriehütte mit dem roten Eisenblechpanzer machen wir Rast unter Ahornbäumen. Es sitzt sich gut hier in der Einsamkeit, und des Wirtes Töchterlein ist ein liebliches, wenn auch ernstes Mädchen, das seinen Pflichten als Hebe sehr würdevoll nachkommt. Jetzt bemerken wir auch, daß der Wirt ein unparteiischer Mann ist; denn er nennt seine Hütte nicht nur „Kneipe für Jäger“, sondern auch „für Fischer“ und dann „für alle“, er hat außerdem noch ein übriges getan, und zu seiner

Inschrift der besseren Erläuterung wegen — gibt es doch in der Campagna noch viele Analphabeten — Jäger und Fischer hübsch malen lassen. —

Während der Rast erquickt außer dem goldenen Wein die Aussicht auf den von goldnen und silbernen Blumen durchwirkten Wiesenteppich. Der Wind fächelt lau und lind. Fast wäre man versucht, in der Manier der alten Schäferpoesie ein Lied auf den Zephyr zu dichten, der Amaryllis und Chloe schäkernd umkost. —

Verbindungsweg von Via Tiburtina nach Via Appia Nuova.

Vorbemerkung: Dieser Weg eignet sich auch als Repetirkursus für diejenigen, die schon Porta Furba, Via Appia nuova und Via Appia antica (siehe unten) kennen.

Von der Osteria dei Cacciatori hinter dem Eisenbahnübergang auf Via Tiburtina (siehe vorige Seite) führt rechts ein fahrbarer Weg ab zum Tal der Maranella. Geradeaus in der Ferne erblicken wir das weite Tor des Aquädukts der Aqua Felice, das einen schönen Durchblick auf die Gegend der Via Appia nuova bietet. Links erscheint über den Hügeln die Kuppe des mons Albanus, rechts die Cypressen des Kirchhofs. Ringsum umgibt uns Hügelland. Links ragt ein burgähnliches Haus.

Der Weg wimmelt von Eidechsen. Arme Tiere, die so oft verurteilt werden, im Dienst der Kunst und Fremdenindustrie unter der Hand des Broncegießers zu sterben, der sie lebend in Gips begräbt.

Neben dem burgähnlichen Hause erblickt man einen offenen Schuppen, ein Dach auf schweren Pilastern ruhend. Es ist der Typus der römischen Scheune. In diesem milden Klima braucht des Bodens Frucht nicht ängstlich vor Wind und Wetter geschützt zu werden. Bald sieht man auch einen langgestreckten Brunnen. Wir Schulkinder konnten daheim nie begreifen, warum Abraham und Loth in der Bibel soviel Wesens aus einem Brunnen machten, hätte man uns aber in die Campagna geführt, und gezeigt, wie die Herden oft stundenweit zur nächsten Tränke ziehen müssen, unser Verständnis wäre schnell gekommen. Jetzt tauchen Rinderherden auf; wie das Sonnenlicht auf dem braunen und grauen Fell der würdevollen Ochsen herumtanzt, und wie schön deren lange Hörner wirken! Auch freiheitliebende Pferde traben herum. Die Frühlingsluft scheint sie zu kitzeln. Ein stolzer Pferdejüngling scheint besonders empfänglich zu sein für den Reiz des Frühlings, kosend naht er sich einer zagen Pferdemaid, die darob entsetzt in ihrer herben Sprödigkeit über das Gatter auf die Straße springt. Und er ihr nach! Hei, gibt das ein Jagen. Endlich hat er sie erreicht und küßt ihr schäkernd Wange und Mähne. Doch wieder reißt sie sich los, und schreiend und keuchend laufen die Buben des Hirten den Flüchtlingen nach, bis die fliehende Stute, durch einen entgegenkommenden Karren erschreckt, sich umwendet und über das nächste Gatter zum Weideplatz zurückkehrt, gefolgt vom Genossen. Dessen Geberdespiel ist köstlich, bald naht er schüchtern, bald gebieterisch drohend. Plötzlich schlägt er voller Wut mit den Hinterbeinen aus, sie tut dasselbe, worauf er fast brüllend seine Enttäuschung klagt. Doch die Hirten-

buben kommen und führen beide zur Pflicht zurück. Der eben noch so übermütige Geselle senkt den Kopf; ein Bild des Jammers.

Einem blutroten Signal vergleichbar, leuchtet jetzt mitten aus dem lächelnden sanften Grün das Gemäuer eines Pulverhauses.

Bald überschreiten wir die von der Porta Maggiore kommende Via Praenestina, und nach einigen Minuten kommen wir zur Via Labicana.

Am Kreuzweg steht die Osteria Maranella, die als Vorbau eine lauschige Rohrlaube zeigt. Halten wir einen Augenblick; denn diese Kneipe, an der alle Fuhrleute rasten, um ihre Pferde an dem ewig plätschernden Brunnen zu tränken, bietet einen guten Beobachtungsposten für das Treiben der Campagnolen. Deren Gespräch untereinander und mit den Kneipgästen beweist, daß Amtsstolz und Standeseitelkeit auch unter ihnen zu finden ist. Ein Kutscher, der sich fast städtisch herausgeputzt hat, lobt jetzt gerade seine Geschicklichkeit in der Kunst, den Zollwächtern am Tor ein Schnippchen zu schlagen. Bald erscheinen auch liebliche halbflügge Mädchen und pralle schwarzhaarige Frauen in schreiend buntem Gewand, um ihre gelb glasierten Töpfe am Brunnen zu füllen. Aus der Wirtsstube aber dringt Geschrei; denn einige Fuhrleute spielen „tre sette“ oder „briscola“ (ein unserem Sechsundsechzig ähnliches Spiel) mit verschmutzten Fettkarten, die dem Ausländer unverständlich sind. Neues Geschrei beginnen jetzt ihre draußen stehenden Kollegen, die zur Abwechslung das verbotene Morraspiel beginnen. Zuerst bemerken wir nur, wie sich die beiden Gegner wütend eine Handvoll Finger entgegenschleudern. Es bedarf längerer

Beobachtung, um hinter den Reiz des Spiels zu kommen, das viel Intelligenz erfordert. Jetzt greift die Spiellust auch auf die Kinder über, sie suchen sich flache Steine und spielen mit ihnen Boccia. Das erinnert mich an die Schilderung, die der römische Maler de Sanctis von den deutschen Kollegen um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, den Schülern von Cornelius und Overbeck, den sogenannten „Nazarenern“ entwirft. „Diese Alemannen trugen lange Haare und langen gespaltenen Bart. In der Kleidung waren sie nachlässig, sie hatten großes Schuhzeug, weshalb man sie auch als „scarponi“ (Großstiefel) verspottete. Sie bildeten eine Art von Sekte, die als einzigen Lebenszweck das Studium der Kunst bezeichnete, und jede fröhliche Gemeinschaft mit andren und jeden Ort floh, wo es lustig zuging. Ihre einzige Erholung bildeten Ausflüge zu Fuß,*) wobei sie den Marsch mit Wurfspielen würzten, wie sie von den Römerzeiten her noch bei den Leuten des Volks üblich sind.“ —

Und wiederum erhebt sich lautes Geschrei. Städtische Ausflügler sind in Gigs und leichten Korbwägelchen vorbei- und gegeneinandergefahren, da sie die Lust am Wettfahren erfaßte, die den Römern im Blute liegt. Nun kann man erleben, wie meisterlich die „Römer von Rom“ das Fluchen verstehen.

Wir ziehen weiter. In der Richtung, in der wir gekommen. Vor uns erhebt sich aus blühendem Erbsenfeld die mächtige braune efeuumsponnene Ruinenwand der Reste der alten Wasserleitung des Claudius, und nun schauen wir überrascht nach links. Eine Lücke zwischen den Hügeln zeigt den Eukalyptus-

*) Das ist natürlich einem Römer unbegreiflich. A. d. V.

gürtel des Forts Centocelle, und darüber erhebt sich leuchtend das grell gleißende Frascati.

Durch die Aquädukte und unter zwei Eisenbahnlinien her kommen wir zur Via di Frascati und sehen links die Porta Furba (s. S. 138), über der der Mons Albanus mit der Kapelle der Madonna del Tufo erscheint, die wie ein weißes Signallicht brennt. Und weiter ziehen wir der Via Appia nuova zu. Bald genießen wir wieder einen unvergleichlich schönen Ausblick auf das Albanergebirge, das links von den Aquädukten und rechts von einer üppig grünenden Wiesenhalde umrahmt ist. Dann erblicken wir die viereckigen roten und gelben Blöcke der Latinergräber (s. S. 145), und erreichen an der Via Appia Nuova die „Osteria dei velocipedisti", eine elende Bretterhütte, von der eine Militärstraße zu den rot flammenden Pulverhäusern und zur Via Appia antica führt. Das Panorama ist entzückend. Links schauen wir die Piniengruppe der Aqua santa, im Vordergrunde das Grabmal der Caecilia Metella und rechts den Busch der Egeria.

Vor Porta Maggiore.

(Via Praenestina — Via Collatina — Cervaragrotten.)

Die Via Praenestina wird unverdienterweise von dem Gros der Touristen fast nie besucht. Die egoistischen Campagnakenner freuen sich dessen, ebenso des Umstandes, daß hier die schönsten Punkte noch nicht photographiert sind, und also noch nicht

schwarz und weiß aus dem Laden mitgenommen werden können. Ganz große Egoisten bemerken sogar, gerade darin liege der Hauptreiz der Straße, daß sie sich durch das Fernbleiben der reisenden Kulturmenschheit ihre keusche Ursprünglichkeit und den Charakter der einsamen Größe bewahrt habe. Jedenfalls ist das eine wahr, noch findet man auf der Straße nach Palestrina das moderne Plakatungeziefer nicht, das leider schon die Via Appia heimsucht.

Die Tour ist immer schön, am schönsten freilich im Frühsommer oder im Oktober. Im letzteren Monat hat man auch Gelegenheit, das Volkstreiben zu bewundern, das sich zur Zeit der Weinernte vor Porta Maggiore laut macht.

Porta Maggiore, so genannt, weil sie ein Doppeltor ist, darf man wohl das schönste Tor Roms nennen. Während das Johannestor, das Pauls- und Sebastianstor mehr Torburgen gleichen, stehen wir hier vor einem Triumphbogen, der auch schon durch den goldigen Ton seines Gesteins (Travertin, Kalkstein aus Tivoli) schön wirkt. Die großen Inschriften im Oberbau belehren uns, daß Kaiser Claudius die beiden Wasserleitungen Claudia und Anio Novus (s. S. 137) durch das Tor leitete, und daß Titus und Vespasian diese ausbesserten. Erinnert uns so der herrliche Bau an die ersten Zeiten des Kaiserreichs, denen Rom seine prächtigsten Monumente, wie das Kolosseum und den Titusbogen verdankt, so mahnt uns das kuriose Denkmal, das vor dem Tor halb aus der Erde hervorragt, an die Epoche des Pompejus und Lucullus, als sich in Rom, wie wir heute sagen würden, der Imperialismus breit machte, und der Weltverkehr und der gesteigerte Geldumlauf riesige Reichtümer in Rom auf-

häuften. Eurysaces, ein simpler Freigelassener, der aber seine Zeit verstand, wurde damals vom einfachen Bäcker der Getreidekönig Italiens und der erste Traiteur Roms, der nach und nach fast den gesamten Lebensmittelhandel monopolisierte. Ein Zeichen seines Reichtums ist dies Grab. Während vom Mausoleum des Augustus nicht viel mehr übrig ist, überdauerte das bizarre Denkmal des reichen Spekulanten die Jahrhunderte. — Besonders interessant an dem ofenförmigen Bau sind die Reliefs am oberen Rande, welche Darstellungen aus einem Engros-Bäckereibetriebe bringen.

Wir wenden uns links, dem Pferdebahngeleise folgend. Zuerst ziehen wir zwischen langweiligen Häusern und Mauern, bis wir auf der Höhe bei einer Villa, deren Wahrzeichen ein riesiger Eukalyptusbaum ist, den ersten Blick auf die freie Campagna tun. Die Straße senkt sich wieder, wird enger und malerischer. Von den Mauern fallen kaskadengleich Efeufluten herunter, vermischt mit wildem Wein, dazwischen prangt über dem braunen Gemäuer Holunder, Rosen- und sonstiger Blumenschmuck. Vor dem Bach Maranella (siehe voriges Kapitel) bei der „Osteria dei cacciatori" hören die Häuser auf. Von der Brücke aus, neben der ein geschwätziger Brunnen unermüdlich seinen Strahl entsendet, sieht man zunächst nur grünes Gehügel, über das sich die Kuppen der Sabiner- und Albanerberge erheben.

Viereinhalb Kilometer vor dem Tore erblickt man rechts und links Ruinen und Trümmer. Wir treten rechts durch ein Gatter auf einen Weg, der zu Gruben von Pozzolanerde (Mörtelerde) führt, und stehen vor dem viereckigen Ziegelrestenstumpf eines antiken Baus.

Anziehender als dieser Stumpf ist der Platz, auf dem er herausragt. Hier fühlt man sich „auf dem Lande", hier fühlt man sich wie ein Großstädter, der den ersten Ferientag in der Sommerfrische Natur kneipt. So weit man blickt, sieht man nichts als Gras und wieder Gras, Ochsen, Pferde und blöde Hirten, die für Ordnung, Zucht und — Trennung der Geschlechter durch Drahtzaunhürden gesorgt haben, da die männliche Viehjugend frühlingsübermütig wird. Die ganze Archäologie kann einem gestohlen werden, wenn man hier das geheimnisvolle Wirken des Frühlings in Flora und Fauna beobachtet, man möchte gar nicht mehr fort von hier, so schön ist's. Schauen Sie doch nur, wir sehen sogar Pyramus und Thisbe durch Pferde dargestellt. Sie möchten hinüberkommen, der Zaun ach war ihnen zu hoch. Drob empört sich Pyramus, und in wildem Einherjagen sucht er seiner Gefühle Sturm zu meistern, wobei er seinen Grimm durch elegisches Gewieher klagt. Donnerwetter! Wie schön der Kerl ist in seinem wilden Zorn!

Doch weiter! Von des Lebens Grün kehren wir zum Ruinenbraun der Archäologie zurück; denn zur Linken der Landstraße ragen überaus malerische Ruinen, Tor de' Schiavi (Sklaventurm) genannt. Das Volk hat sie, wie viele andre Ruinen gleicher Art, auch Roma Vecchia getauft. Die Reisebücher erzählen, daß es sich hier um Reste der Villa des Gordianus III. handelt, und sagen damit zunächst ihren Lesern — nichts; denn, Hand aufs Herz — wie viele von uns verbinden mit dem Namen Gordianus irgendwelche Vorstellung, wenn das Konversationslexikon nicht zur Hand ist? Greifen wir also zu diesem oder einem andren nützlichen Buche! Dann tauchen uns Namen

wie Caracalla, Heliogabal, Alexander Severus auf. Wir sind ins Jahr 235 zurückversetzt. Nachdem Alexander Severus bei Mainz ermordet worden, beginnt Maximinus die Reihe der Soldatenkaiser barbarischer Abkunft. Er war aber ein böser Mann, der die Tempel, welche dazumal die Rolle unserer Depotbanken vertraten, nicht respektierte. Das gab böses Blut, und so empörte sich die Provinz Afrika und rief ihren achtzigjährigen Oberpräsidenten Gordianus zum Kaiser aus. Dieser wurde aber bald darauf zugleich mit seinem Sohne Gordianus II., den er zum Mitregenten angenommen hatte, von dem Chef der Nachbarprovinz Mauretanien besiegt und ermordet. Das Parlament ernannte darauf gleich zwei Kaiser, Balbinus und Maximus. Das Heer aber rief, um seine Macht zu zeigen, 239 den Enkel des ersten Gordianus, den damals dreizehnjährigen Gordianus III. zum Kaiser aus. Der Kommandant des Gardekorps Misitheus vermählte den kaiserlichen Jüngling mit seiner Tochter, indem er ihm zugleich die Bürde der Regierung abnahm, dann zog er nach Persien, wo er 244 starb. Sein Nachfolger im Kommando, Philippus Arabs, war nicht Heuchler genug, um sich mit dem Bewußtsein der Macht zu begnügen und einem andren deren holden Schein zu lassen, darum ermordete er den mittlerweile einundzwanzig Jahre alt gewordenen Gordianus III.

Merkwürdig! Solche Wirren und Greuel verknüpfen sich mit diesen malerischen Ruinen. Leider können diese wenigen Reste: links das verstümmelte Achteck mit seinem spitzen Splitter, dann daneben der runde flachkupplige Bau, dem ein Stück aus Brust und Leib herausgerissen ist, so daß wir in sein Inneres blicken, uns unmöglich einen Begriff von

der Pracht der Kaiservilla geben, die einst hier stand. G'sell-Fels zitiert in seinem vorzüglichen Spezialwerk über Rom den Geschichtsschreiber Capitolinus, der die Villa also beschreibt: „Sie hat eine nach einem großen Viereck angelegte Gallerie mit zweihundert Säulen; es befinden sich dabei drei Basiliken, jede von hundert Säulen gestützt; die übrigen Abteilungen entsprechen der Pracht des Ganzen, und die Thermen sind von der Art, daß man nirgends in der Welt, außer in Rom, solche sah.“ Wie uns der Vergleich von einst und jetzt ergreift. Was Menschenhand hier schuf, zerfiel, während, was Natur hervorbrachte, die herrliche Landschaft rings umher, heute noch ebenso schön und strahlend prangt, wie vor siebzehnhundert Jahren! Zwar sähe ein Philister hier nur eine Wiese, eine hügelige Wiese, platterdings nichts anderes, aber wie erscheint diese dem Campagnafreunde, der nicht müde wird, nach dem fernen Sorakte zu schauen, oder im Osten nach den beiden Kegelvorposten des Sabinergebirges mit ihren Stadtkronen S. Angelo und Montecelli!

Wir gehen weiter. Links geht unsere Straße die Via Collatina ab (so genannt nach dem alten Collatium, das durch die Sage von Lucretia berühmt ist), wie ein viereckiger Pfeilerstumpf mit der üblichen Aufschrift S. P. Q. R. (Senatus Populus Que Romanus) bezeugt. Anfangs sagt uns diese Straße nichts. Wir überschreiten zweimal die Eisenbahn nach Tivoli und sehen von Zeit zu Zeit aus dem Wiesengrunde kleine weiße Pyramidenstümpfe aufragen. Es sind die Köpfe der Träger der Aqua Virgo (Aqua Vergine, auch Aqua Trevi genannt), die nicht nur die Fontana Trevi, sondern auch die Brunnen auf Piazza Spagna, Navona

und Farnese speist. Hundertundfünfzig Kubikmeter liefert sie in vierundzwanzig Stunden. Es baute sie aber M. Agrippa, der auch das Pantheon aufführte.

Hinter dem siebenten Kilometer erreichen wir die Höhe, der „Turm der Weisheit“, tor di Sapienza kommt in Sicht. Weiß ist sein Zinnen-Unterbau, braun sein ebenfalls zinnengekrönter Turmteil. Von unserer Straße her bis zu ihm zieht sich senkrecht eine Reihe giebelförmiger Rohrhütten, die Wohnungen der Gutsarbeiter. Wie ein Negerdorf sieht's aus.

Wir steigen auf das Gatter zur Linken. Von dem luftigen Sitze genießt man einen prächtigen Rundblick, der Rom, Monte Mario und die beiden Gebirgsgruppen im Osten erfaßt. Dann gehen wir durch das Gatter links nach Norden, passieren zur Linken das mittelalterliche Burggehöft (Casale), Cervaretti und kommen dann zu andren ländlichen Häuslein und zu den:

Cervaragrotten,

bei deren Schilderung G'sell-Fels irrtümlich schreibt: „Die Künstler feiern hier zeitweise in großen malerischen Aufzügen das Maifest.“ Leider ist das nicht mehr wahr. Auch von den Cervarafesten heißt es, wie so oft in der Campagna: Es war einmal.

Bei dem Ponte Molle haben wir schon das lustige Treiben der alten deutschen Künstler und ihres „Ordens von Bajocco“ kennen gelernt. Aber die Bajoccoritter gaben sich mit ihren periodischen Stadtfesten nicht zufrieden, sondern machten auch zur Lenzeszeit gemeinschaftliche Ausflüge. 1814 fand der erste statt. Das Fest gefiel so gut, daß man beschloß, es alljährlich als Maifest zu wiederholen. In den ersten Jahren wechselte man noch des öftern den Schauplatz,

man zog von dem Metellagrab zum Egeriahain, dann zur Tor' di Quinto, oder ins Poussintal, bis der alte Reinhardt die berühmten Tuffsteingrotten von Cervara entdeckte. Von diesem Tage an entwickelte sich das Fest zu dem großen Künstlerspuk, den die Römer von damals den „Carneval der Deutschen" nannten. Morgens früh versammelte sich das Künstlervolk, das durch die „Ordner" in „Kohorten" eingeteilt war, in drei Abteilungen gesondert, je nachdem es auf Eseln, Pferden oder Füßen spazierte, vor der Porta Maggiore. Hier beeilte sich männiglich in ein buntes Maskenkostüm zu schlüpfen, der hohen Geistlichkeit zum Trotz, die innerhalb der Stadt die Faschingstracht nicht duldete. Hatte man sich vermummt, und je nach den verschiedenen Abteilungen die rote, blaue oder grüne Feder aufgesteckt, die als Erkennungszeichen diente, so die Wissenden vom profanen Volgus schied, dann setzte sich der Heerhaufen in Bewegung, gefolgt von der Artollerei und dem Troß, dessen Hauptobjekt der große Küchenwagen bildete. Geschäftige Gendarmen aber sorgten für Wahrung von Ruhe, Sitte und Ordnung. Nach kurzem Marsche zeigte sich gewöhnlich in der Nähe des Sklaventums die Notwendigkeit, dem Küchenwagen unter die Achsen zu greifen. Man lagerte sich, aß und trank, und der also geleichterte Wagen rollte noch einmal so fröhlich über die Campagna. Der Generalfeldmarschall, der von einem Ochsenwagen aus den Zug leitete, ließ nach dem Frühstück seine bunten Scharen allerlei Felddienstübungen machen, um sie frisch und munter zu halten für die olympischen Spiele, die angesichts der Berge von Tivoli an den heiligen Grotten abgehalten wurden. Diese Spiele bestanden aus Ringen, Sacklaufen, Lanzenstechen auf

Vogelscheuchen oder Pappköpfe, die den Namen „Kritiker“ führten, sowie in Wettlauf, Pferderennen und Eselssteeplechase. War der lustige Trupp in die Grotten eingezogen, so begab sich der „Präses“ an den Altar und opferte der Sibylla von Cervara, worauf in einer Art von gereimtem Festspiel diese selbst auftrat und auf die Fragen des Präses das Orakel kündete.

Selbstverständlich wechselten im Laufe der Jahre die Programmnummern, obschon der äußerliche Rahmen stets der gleiche blieb, so wurde zum Beispiel im Jahre 1846, als der erste Präsident des „Deutschen Künstlervereins“ in güldenem Harnisch vom Ochsenwagen aus wohl dreitausend Untertanen regierte, statt des Orakelspiels ein gereimtes Hexenspiel aufgeführt. Die Revolutionszeit unterbrach die Cervarafeste, erst 1852 feierte man wieder ein Frühlingsfest, international zivilisiert, aber an andrer Stelle, und zwar in Castel Giubileo (s. S. 85). 1853 hieß das Fest schon Fidenae-Cervarafest, als Sieger im Stangenwerfen wird in diesem Jahre Reinhold Begas genannt. 1857 wurde mit ungeheurem Glanze, der nachher zu einem Defizit abdunkelte, unter der Führung des Hanauer Otto Ludwig die „Zerstörung von Troja“ gespielt. Von jetzt ab traten größere Pausen ein. 1870 feierte man wieder mit allem Zeremoniell, mit Artillerie und Ochsenwagen. Als Festidee galt der Kampf des Frühlings mit dem Winter. Unter den Mitwirkenden zeichnete sich besonders H. Corrodi, der bekannte römische Landschaftsmaler, aus — als Hofnarr. Die beiden letzten Feste 1883 und 1890 waren mehr internationaler Natur. Das beweist schon der Umstand, daß die Programme französisch und italienisch abgefaßt waren.

Wann und ob wieder einmal ein Cervarafest gefeiert werden wird? Sicherlich dann aber nicht mehr in den Grotten, nicht nur, weil die Eisenbahn nach Tivoli deren idyllische Ruhe gestört hat, sondern weil ihr jetziger Besitzer Pinelli, der bekannte Freund Crispis, zu praktisch ist, um sentimentaler Freund von Landschaftspoesie zu sein. Die schönen Grotten wurden wie der Pegasus des Schillerschen Gedichtes in den Dienst der Landwirtschaft gestellt; als Scheunen dienen sie und Ställe. Betritt man sie jetzt, so kann man sich der Wehmut nicht enthalten. Trotz allem wirkt der alte Grottenzauber doch noch hier und da, nur kann man hier nicht mehr träumen, wie ehedem, der Lärm des Viehs und seiner Hüter ist zu groß.

Vor Porta San Giovanni.

Via Frascati. Porta Furba.

Wir ziehen die Porta San Giovanni hinaus, bis einige Minuten vor dem Tore bei der Osteria del Quintale (früher Baldinotti) die Straße nach Frascati links abgeht. Die genannte Osteria sei allen denen empfohlen, die nach der Rückkehr aus der Campagna an irgend einem Sonn- oder Festtage noch Zeit und Lust haben sollten, das hier besonders lebhafte Straßentreiben bei gutem Wein und Vesperimbiß zu studieren, da sie eine geschützte Terrasse hat. Der Wirt empfiehlt besonders den etwas süßen und feurigen Rotwein „Cesanese dalla grotta Castro".

Anfangs zieht die Straße zwischen Mauern, dann kommt man an einem Landhause vorüber, dessen rotbraune Wandfarbe und graublauen Fensterläden lebhaft gegen den grünen Laubrahmen abstechen. Dann wechseln Steinmauern mit Baum- und Strauchhecken ab, die namentlich im Monat Mai im schönsten Frühsommerschmuck prangen, Kastanien, Platanen, Holunder, Weißdorn, Rosen erscheinen. Als eine Idylle wirkt links die kleine gelbe tiefgelegene und rings umgrünte Osterie. Gleichfalls zur Linken folgt die Villa Diana, die vom Tor zum Hause einen schönen Laubtunnel zeigt. Wir ziehen dann unter der Eisenbahn, die nach Civitavecchia und Pisa-Genua führt, hindurch, sehen bald links ein weißes Kirchlein, das von gelben Häusern flankiert ist, dann die leider geschlossene Villa Flavia mit undurchsichtigem Tor, und kommen nun dort, wo rechts die Via delle Cave abgeht, unvermutet ins Freie. Das ist eine Überraschung! Wiederum liegt sie vor uns, die geheimnisvolle Rätsellandschaft mit ihrem Auf und Ab von Wiesenwellen, die besprenkelt sind mit Mohnblumen, braunen und roten Karden, Rittersporn, Schafen und Hirten in Faunsgestalt. Rechts ganz in der Ferne ragt noch ein Zipfel des Hains der Egeria hervor, daneben prunkt wie ein riesiger „timballo di maccheroni“ (Maccaroni in Trommelform gebacken) das Turmgrab der Caecilia Metella, weiter folgen die Gräber der Via Latina und links die malerischen Fragmente der alten Claudischen Wasserleitung. Sie begleiten uns, bis wir die Bahn nach Albano überschreiten, und unser Blick von dem offenen Tor gefangen wird, das ihre lange Zeile durchbricht. Doch ehe wir an dieses gelangen, sehen wir ein größeres allein stehendes Anwesen, das einst als

„Osteria del Pino“ in allen Reisebüchern verzeichnet war. Aber ach, die Pinie verschwand und auch die Osteria, da deren Besitzer zur Ackerwirtschaft überging. Schade drum. Es becherte sich so schön in ihrem grünen schattigen Hof. Auch Kaiser Wilhelm kehrte einst hier ein, als er seinen Ritt in die Albanerberge machte.

Bald stehen wir vor der berühmten:

Porta Furba.

Ehe wir das Panorama betrachten, das sie bietet, schauen wir uns rastend um; denn das Gewirr der Aquädukte hier verdient schon einige Augenblicke der Betrachtung, um so mehr, als die kleineren Öffnungen der noch tätigen Leitung der aqua Felice ebensoviele Landschaftsbilder stellen. Wir schreiten zum Brunnen, um uns in der für das Romstudium so wichtigen Inschriftenkunde zu vervollkommnen, und dabei bemerken wir links den „Nabel der Campagna“, die Peterskuppel. Die Brunneninschrift belehrt uns, daß Clemens XII. aus dem Hause Albani die aqua Felice restauriert habe. Nun blicken wir durch die kleinen Öffnungen dieser Leitung und schauen in der ersten das lachende Tivoli, in der zweiten das Fort Centocelle, das sich in drei und vier wiederholt, in Nummer fünf eine abgestumpfte Graspyramide und in der sechsten den Anfang der Albanerberge. Nun kommt die große Inschrift über dem Tor an die Reihe. Sie verkündet, daß Sixtus V. (Peretti) die nach seinem Vornamen Felice benannte Leitung im Jahre 1581 von dem fünf Stunden entfernten Colonna nach Rom zog. Dort speist sie den seltsamen Mosesbrunnen an der Via Venti Settembre und den Tritonbrunnen auf der

Piazza Barberini. Rechts vom Tor treten wir in einen Gang, der links vom Felixaquädukt und rechts von den Trümmern der Aqua Claudia gebildet wird. Letztere wurde im Jahre 33 n. Chr. von Kaiser Claudius als die größte aller römischen Wasserleitungen gebaut, die bis zu dreißig Meter hohe Bogen und eine Gesamtlänge von achtundsechzig Kilometer hatte. Sie lieferte täglich 290200 Kubikmeter Wasser.

Schön sind die Ausblicke hier durch die Aqua Felice, besonders auf den Monte Gennaro, aber die Perle aller Aussichten zeigt doch das Tor selbst, zu dem wir jetzt zurückkehren. In seinem Rahmen präsentiert sich Frascati und rechts davon Grottaferrata in seltenem Glanze.

Wir überschreiten die Geleise, die drei Linien angehören, die nach Frascati, der Neapler und der von Terracina, und sehen bald links den schon genannten Pyramidenstumpf, den die Reisebücher als Torre del Grano bezeichnen. Leider wurde der schöne mittelalterliche Turm, der hier stand, im Jahre 1901 abgebrochen. Den Archäologen ist dieser Stumpf sehr interessant, weil in ihm der berühmte Sarkophag im Kapitol (früher als der von Alexander Severus bezeichnet) gefunden wurde. Ihm gegenüber liegt eine kaffeebraungefärbte Osteria, hinter welcher ein herrlicher Blick auf Frascati winkt. Kurz vor dem gelben Haus, das jetzt rechts folgt, — der Amtswohnung des Straßenwärters (cantoniere) — bietet sich ein andrer aber umfassenderer Blick, dessen Mittelpunkt die alten Aquädukte rechts bilden, auf denen als Wahrzeichen der „Torre del Fiscale“ genannte hohe Wartturm aus dem dreizehnten Jahrhundert aufragt. Weiter links von ihm kriechen einige vereinzelte Bruchstücke der Aqua

Claudia wie Riesenraupen über die noch aktiven Bogen der Aqua Felice hinweg. Geradeaus erblicken wir Frascati mit seinem Villenkranz, links davon Monte Porzio und, halb detachiert, weiter links auf einsamem Hügel Colonna, noch weiter aber am Rande der Sabinerberge Palestrina. Nach Nordosten ragt ein alter Turm, umgeben von roten Bauernhäusern, und daneben die Eukalyptusoase des Forts Centocelle, links davon der unten halb von einer Hügelwelle verdeckte Monte Gennaro.

Neue Augenweide erhalten wir am siebenten Kilometerstein. Wir bemerken eine Ruine, die im ersten Augenblick als eine braun gefärbte Neuauflage des Chors von Kloster Heisterbach erscheint. Hier kann man nicht mit Schiller reden; denn in diesen öden Fensterhöhlen wohnt kein Grauen, da der blaueste aller nur möglichen Blauhimmel durch sie hindurch äugt. Später bemerken wir rings herum ein Gerümpel von Pfeilerstümpfen, Riesensockeln und Kellerlöchern, die blöde aus dem grünen Boden hervorgrinsen. Es sind die Ruinen einer altrömischen Villa aus der Kaiserzeit, Fundus Bassi (Settebassi) oder vom Volke auch, wie so oft bei Campagnaruinen, Roma vecchia genannt.

Zehn Minuten weiter kommen wir zu der einst berühmten „Osteria del Curato“, einem größeren Anwesen, das Kirche und Wirtschaftsgebäude enthält. Aber als Osteria war es auch einmal. Der dreieckige Vorplatz, auf dem schon so mancher Deutsche kneipend gesessen, ist mit Gras bewachsen — und der Wirt ist einen halben Kilometer straßaufwärts ausgewandert, bis dahin, wo die Straße sich spaltet und rechts nach Grottaferrata führt. Dort bezog er die alte, halb rosa,

halb grau gefärbte Torre di mezzo (Turm des halben Weges) auch „Osteria antica del quadrato“ genannt. Wir ziehen ihm nach und halten bei ihm Rast; denn malerisch sowohl ist die Kneipe außen und innen, malerisch der Ausblick aufs Gebirge. Wir lassen uns auf wackliger Bank vor der Türtreppe nieder, schauen links die Holunderlaube mit ihren tellergroßen weißen Blüten, welche die Campagnolen so gerne in Eierkuchen hineinbacken, einige wenige Pappeln, einige Strohhütten und zahlreiche Herden von Ochsen und Pferden. Die rotgesichtige Wirtin und ihr feineres und blasseres Töchterlein kichern aber mit den vielen Fuhrleuten, die hier pflichtgemäß anzuhalten pflegen, über die fremden Besucher. Diese staunen hingegen über die modernen Fortschritte, welche die Campagna gemacht hat; prangt doch an der Wand des vierschrötigen Turmbaus ein Plakat, das Polvere Cuprica und andre Mittel zum Schutze der Reben anpreist. Mancher Künstler und Campagnafreund klagt bei dem Anblick des Plakates: „Was soll aus der Campagna noch werden!“ denn im Geiste sieht er schon, daß der Fortschritt noch größer werden und die poetische Graswüste in ein rationell bewirtschaftetes Ackergebiet verwandelt sein wird. Das wäre ja nationalökonomisch ein Gewinn, aber die Landschaftspoesie wäre stellenweise wohl dahin. Zum Unglück für die Bevölkerung, zum Glück für Künstler und Campagnaschwärmer hat es aber bei den verzwickten Besitzverhältnissen in der Campagna noch gute Weile, bis daß die Wüste verschwindet, haben doch die weltlichen und geistlichen Großgrundbesitzer kein Interesse daran, mit großen Geldopfern das Weideland in Acker umzuwandeln. Der jetzige Betrieb mit den „Sklaven“ kostet ja wenig

und gibt doch noch gute Rente, trotzdem der Gewinn durch viele Hände geht, ehe er zum Eigentümer kommt. Doch über die Sklavenwirtschaft, die jedem mitfühlenden Menschen die Campagna schier verleiden könnte, ein andermal.

Via Appia nuova.

(Latinergräber — Aqua Santa — Oktoberfeste.)

Die neue Via Appia ist eine der unterhaltsamsten der Campagna, besonders für Romneulinge. Angesehene Fremde, oder durch wiederholte längere Besuche zu Romkennern gewordene Reisende ziehen hingegen weniger laute und einsamere Straßen vor, die den intimen Reiz des Campagnazaubers besser und schneller genießen lassen; erfaßt den Wanderer auf der Appia nuova doch erst zehn Kilometer vor dem Tor der rechte Feiertagsfrieden der großen klassischen Landschaft.

Doch die Via Appia nuova hat vor andren Straßen das eine voraus, daß sie „große Tage hat, und im Oktober sogar deren einunddreißig. Das Warum leuchtet sofort ein, wenn man bedenkt, daß es in Rom das nicht gibt, was wir in Deutschland Herbst und Winter nennen. Weder färbt sich hier im Herbst das Laub der Bäume braun, noch starren deren Äste im Winter kahl und bloß — von wenigen Ausnahmen abgesehen; denn es herrschen ja im römischen Gebiet die immergrünen Bäume vor: Cypressen, Pinien, Steineichen, Oliven. Andrerseits kann auch der Frühling auf die Römer nicht den poetischen Eindruck machen,

wie auf uns; denn, da das Leichentuch des Schnees fehlt, verbindet der Römer mit dem Winter nicht die Vorstellung vom allgemeinen Absterben, mit dem Lenz nicht die Vorstellung der Auferstehung. Wohl freut er sich, wenn die Blumenpracht in sinnberauschender Farbenglut und betäubender Duftfülle erscheint, aber was will seine Maifreude besagen gegen die Oktoberlust! In Rom haben die Jahreszeiten die Rollen vertauscht. Was belebt, ist die Kälte, was tötet, die Hitze. Im Juli, August und anfangs September verbrennt die von keiner Wolke gestörte Sonne Gras, Kraut und Strauch so gründlich, daß die Campagna bald einer gelbbraunen Steppe gleicht, die um so trostloser wirkt, als auch die sie sonst belebende Staffage, die zahllosen Rinder- und Schafherden auf den Matten der Sabinerberge oder den Almen der Abruzzen sommerfrischeln. Wohin man blickt, starrt die endlose Hügelwüste im ödesten Braun, das nur abends unter der Sonne Kuß sich in Purpur wandelt. Haben aber die Septemberregen und der fürchterliche Septemberscirocco sich ausgetobt, dann sprießt im Oktober mit schier unglaublicher Schnelle das frische Grün, und schon nach wenig Tagen hat die Campagna ein neues Kleid, als hätte sie sich gleich einer Schlange gehäutet. Nun ist der „Römer von Rom“ nicht mehr zu halten, nun macht er seine „ottobrate“, seine Oktoberausflüge, die zwar infolge der wirtschaftlichen Krisis der achtziger Jahre nicht mehr an die tolle Ausgelassenheit vor 1870 heranreichen, aber doch nicht selten noch zu großen Freudenfesten werden, weil der Römer der konservativste Mensch der Welt ist, und sich die Tradition stärker erweist, als das Elend, das sich ja auch bei linder Luft und blauestem Sonnen-

himmel so leicht vergißt. Übrigens haben sich ja auch die wirtschaftlichen Verhältnisse in Rom seit einigen Jahren gebessert, und so hat sich die Lust an den „ottobrate“ auch wieder gesteigert.

Mit obigem soll nicht gesagt sein, daß die Via Appia Nuova nicht auch zu andren Zeiten schön sei, namentlich in den Monaten April, Mai und Juni. Wer aber mit ihrem Besuch das Studium harmlos lustigen Volkslebens studieren will, suche sie eines Donnerstags oder Sonntags im Oktober auf.*)

* * *

Die neue appische Straße weckt zwar weniger historische Erinnerungen als die alte, aber an ihrem Ausgangspunkte bietet sie dem historisch Gebildeten immer noch genug, passiert man doch auf der Fahrt zum Johannestor den Lateran, erinnert dieses Tor selbst doch an das Sturmjahr 1849 und das benachbarte Tor, die Porta Asinaria, an die Gotenkriege.

Draußen vor der Mauer halten wir an. Es ist ein Oktoberdonnerstag. Viel Landvolk hat sich rechts und links am Straßenrand gesammelt, und hält in Karren und Bottichen, die müde Esel herbeigeschleppt haben, Trauben zu vier Soldi das Kilo feil. Besonders vor der Osteria zur Rechten drängt sich die Menge der Händler und Hausierer, Männer und Frauen, die Kastanien, Zwieback, Kuchen aus Kastanienmehl, Bretzeln und Kürbiskerne feilbieten. Der „barbiere degli operai“ (Arbeiterbartputz) waltet im Freien seines

*) Andre „große Tage“ sind die Renntage der Osterwoche, Pfingstmontag und Sonntag nach Pfingsten, wenn das Fest des Divino Amore stattfindet und am 23. Juni, am Vorabend des Johannistages, wenn das berühmte Lichterfest spukt.

Amtes. Dazwischen jammern Drehklaviere. In großen Omnibussen, in Landauern und Droschken ziehen die Städter zum Oktobertrunk hinaus, während Dutzende von malerischen Weinkarren, welche den Wein aus den Grotten des Gebirges zur Stadt gebracht, unter dem Schellengeklingel der kokett aufgeputzten Gäule heimwärts trollen.

Schaut man geradeaus, so sieht man zwischen der langen Reihe hoher gelber Mietskasernen links und rechts viele rosafarbene Osterien, vor allem rechts die große Gartenwirtschaft „Faccia fresca“ („Frisches Gesicht“ mit der Nebenbedeutung „unverschämtes“ Gesicht), die namentlich in der Johannisnacht von schmausendem, zechendem, tanzendem Volke wimmelt. Links, wo die Straße nach Frascati abgeht, lockt die „Osteria del Quintale“ (Schenke zum Zentner). Abwechselnd folgen jetzt Gärten, über deren Mauern Rohr, Ligustern, Feigenbäume hervorschauen, und Osterien, wie die „zur schönen Niccolina“ oder „zum römischen Reiche“, bis etwa anderthalb Kilometer vor dem Tor sich die Straße in das Campagnagrün eintaucht. Bald erscheinen links die Ungetüme des Claudischen Aquädukts, die sich zur Porta Furba hinziehen, und wieder ein Kilometer weiter biegt links ein Weg ab, der, wie ein Schild besagt, zu den Latinergräbern führt. Über deren archäologischen Wert gibt jedes Reisebuch Aufschluß. Ihr Besuch lohnt sich, auch wenn man nur Landschaftsschwärmer ist; denn, läßt man, nachdem man die Gräber, die an ein teils vernichtetes, halb von den Römern aufgesogenes Volk erinnern, betrachtet hat, den Blick rundschweifen, so findet man auch, daß die Campagna sich hier in seltener Anmut repräsentiert. Rechts grüßt der Hain

der Egeria und sein Nachbar, der zur Urbanskirche gewandelte antike Tempel, links das riesige Aquäduktengerümpel, das von der Porta Furba unter der Tor Fiscale her, dem hohen mittelalterlichen Wartturm, über den Wiesenteppich kriecht, bis es in diesem verschwindet. Wie feierlich heben sich diese Trümmer, die uns von der Glanzzeit des römischen Kaiserreichs erzählen, vom funkelnden frischen Grün der Steppe und vom blau violetten Hintergrund der Albanerberge ab. Der stille Frieden um uns her, der Vergangenheitszauber, der die Gräber umwittert, die frische Brise, die Lichtflut, die uns schier blendet, alles das ergreift, faßt, packt und erhebt uns in halb wehmütigem, halb begeisterndem Wonneschauer, so daß man sich nur mit Bedauern trennt.

Wir kehren zur appischen Straße zurück und sehen nun rechts vor uns eine Oase von Pinien und Eukalyptusbäumen. Die Straße steigt zu ihr hinan. Stimmungsvoll wirkt der Eingang zu dieser Baumprachtinsel des Aqua Santa genannten Brunnenetablissements, das für Landschaftsmaler reiche Ausbeute liefert. Als Badeetablissement macht das Anwesen aber weniger Geschäfte; denn den Römern fehlt es gemeiniglich an Initiative, und dem „heiligen Wasser“ mangelt es nicht an Konkurrenten. Das römische Publikum trinkt lieber Aqua Cetosa, oder die in der Nähe der Braccianosees entspringende Aqua Claudia, und wenn es heilkräftige Bäder nehmen will, zieht es lieber nach dem Schwefelbad der Aquae Albulae bei Tivoli, oder nach Anzio, Fiumicino, Ladispoli ins Seebad. So ist denn das alte Schwimmbad der Aqua Santa halb zerfallen, aber trotzdem bildet dessen rauschende, schattige Umgebung ein schönes Bild,

und die ganze Stätte wegen des herrlichen Panoramas ringsum eine schöne, augenerfreuende Rast.

Gehen wir weiter, so erreichen wir dort, wo die Aquäduktenzeile, die näher an die Straße rückt, unterbrochen ist und als in Einzelgruppen aufgelöstes Staccato auftritt, ein Tal, in das die Appia Nuova sich hinunterwindet. Dieser Punkt ist aus zahllosen Gemälden, Photographien und Ansichtspostkarten bekannt; denn auf dem hohen Bord der Landstraße strecken mehrere Riesenpinien ihre funkelnden Wipfel in die reine Himmelsbläue empor. Kommt man zur Höhe, so rücken uns zur Rechten auch die Trümmer des fünf Stunden lang hinausgestreckten Kirchhofs der Via Appia Antica näher mit ihrem geheimnisvollen Wehmutschauer. Nun führt unsere Straße in glatter Ebene auf Castel Gandolfo zu, das noch halb im Schatten geborgen, greifbar nahe scheint, da uns die unglaublich klare Luft über die Entfernung täuscht.

Daß wir im Oktober sind, werden wir bald wieder gewahr, wenn wir zur Osteria del Tavolato kommen; denn sie ist von zahlreichen Gästen besucht. Wir haben Zeit und mischen uns daher in die frohe Gesellschaft, doch fürsichtig und langsam; denn der Römer ist Fremden gegenüber mißtrauisch und liebt es nicht, wenn man sich ihm zu schnell vertraulich nähert, zumal, wenn die forestieri seine Sprache nicht kennen.

Die Zeiten sind freilich vorüber, wo es in Rom noch hieß:

„A la Reale!
„L'ottobre e fatto com' er Carnevale.“

(Der Oktober gleicht dem Karneval), vorüber auch die Zeiten, da die Leute vom niedern Volke das ganze

Jahr hindurch ihre Tombola- und Lottogewinne, und auch Sparbeiträge für Divino Amore und die Oktoberfeste sammelten, und dann an einem Tage alles verjubelten. In großen Wagen fuhren sie hinaus, Männer und Frauen getrennt. Muß das malerisch gewesen sein! Das jetzige Divino Amorefest gibt ja nur einen schwachen Schimmer wieder. Frauen und Mädchen prangten in neuen Festkleidern, die meist rot, veilchenblau, grün und orangefarben leuchteten. Im dichten Haar, das ein schwarzer oder weißer Männerfilzhut schmückte, steckte der hohe durchbrochene Kamm, wenn die üppige Fülle nicht durch grünes Seidennetz gebändigt war; von den Ohren hingen die glocken- oder traubenförmigen goldenen „scioccaglie“ herab. Die ganze Frauengesellschaft glich aber einer Schar von Bacchantinnen, sie schwang das Tamburin und sang Ritornelle zum Preise der Liebe dazu, wie zum Beispiel:

„Fior di granato!
La vigna non po star senza canneto,
Come la donna senza innamorato.“

(Granatenblüte! Die Rebe kann sich nicht halten ohne Rohr, Und ohne Geliebten nicht die Maid.) Und die Männer kargten nicht mit Antwortritornellen, die oft improvisiert wurden. Auch sie trugen noch die traditionelle Festuniform, anstatt des nüchternen Fabrikgewandes von heute: Schwarzsammetjacke, die mit einer dichten Reihe blinkender Knöpfe besetzt war, Scharlachweste, bunter Seidengürtel mit Fransen, kurze Kniehosen, himmelblaue Strümpfe, durchbrochene Schuhe und links aufgekrempelter Spitzhut mit der Kapaunenfeder — aber was sehen wir? Da erscheint

ja ein Mann in dieser alten Tracht! Ein Volksredner und Cantastorie (Bänkelsänger) ist's, der aus der Wiederauffrischung des alten Zeitkostüms ein Geschäft macht. Jubelnd wird er als „poveta“ (Poet) begrüßt, und nun singt er eine „canzone“ nach der andren und oft auch recht eindeutige prickelnde dazwischen, nach dem Gelächter zu schließen, das er erregt.

Wir ziehen weiter, einer andren Lieblingsosteria der Römer entgegen. Bald sehen wir links aus langgestrecktem hohen Busch einen kleinen Kirchturm auftauchen, er zeigt uns die Nähe der Wiesen von Capanelle an, die an den Renntagen die Römer nach Zehntausenden anlocken. Am neunten Kilometer kommen wir zur „Osteria di Mezza via“, die zwischen der Via Appia nuova und der hier rückwärts nach der Kirche San Sebastiano führenden Via Pignatelli wie zwischen den Schenkeln eines Nußknackers eingeklemmt ist. Auch sie ist stark besetzt, freilich nicht so stark, wie am Pfingstmontag, wenn sich um sie Tausende und Abertausende Divino Amore-Pilger in die Wiesen lagern. Wir kehren ein und steigen auf das flache Dach, um Aussicht zu genießen; denn ringsum hat die Natur die schönsten Schaugerichte aufgetischt. Wenden wir uns nach Südosten, so befinden wir uns Frascati gegenüber, das einer Sonne gleicht, die von ihren Planeten umkreist wird; denn die Prachtbauten der Villen funkeln auf dem schwarzen Laub ringsum, wie Sterne auf dunklem Nachthimmel. Frascati selbst aber gleicht einer Goldstickerei auf grünblauem Sammet, während rechts davon in der Höhe das spitzwinklige Dreieck von Rocca di Papa mehr silbern gleißt. Auf der andren Seite kämpfen braune engbogige Wasserleitungsruinen mit den bizarren

Türmen, Pfeilern, Nadeln, Riesenkreiseln und Trommeln der Via Appia Antica um den Vorrang.

Die Sonne neigt sich dem Meere zu, und nun erleben wir wieder das einzige Schauspiel des römischen Sonnenuntergangs. Ist dieses schon überwältigend, wenn wir es vom Castello di Costantino auf dem Aventin oder vom Tor San Pancrazio aus betrachten, so versagt einem hier die Sprache, um die Pracht zu schildern; denn bei der Nähe des Gebirges sind die Tinten leuchtender, kräftiger, aufdringlicher. Je tiefer das Tagesgestirn sinkt, desto grüner, goldiggrüner wird das neue Gras, als ob die Campagna sich kokett ihres neuen Kleides freute, und sich gefallsüchtig wiegend dessen Glanz vor den alten bärbeißigen Klötzen der Wasserleitungen spiegeln lassen wollte, die selbst noch in der gleichen braunen Kahlheit starren, wie die Campagna selbst noch vor wenig Wochen. Und darob scheint die alten Gesellen Scham zu erfassen; denn mehr und mehr erröten sie. Der Berghintergrund wird jetzt violett, und nun errötet auch Frascati; die keusche Bergstadt zittert vor dem allzuglühenden Kusse des Helios, der sich anschickt, bei der Circeinsel ins Meer zu tauchen. Grottaferrata ist weniger zimperlich, es gleicht dem rosigen Antlitz eines weinfrohen Zechers, während die Fenster von Rocca die Papa spöttische Blitze senden. Die weiße Wand der Madonna del Tufo glüht und loht, gleichwie das berühmte Loch im Theatervorhang in den dunklen Zuschauerraum hineinleuchtet, fast scheint's, als ob durch ein Loch im Monte Cavo dessen vulkanisches Feuer herausstrahle, das die Geologen schon erloschen glaubten.

Jetzt treibt es uns, ehe es völlig Nacht geworden,

zur Osteria del Tavolato zurück, da wir sehen wollen, wie die heutige ottobrata verlaufen ist. Während der Fahrt umgaukeln uns rechts gespenstisch gleißende Wasserleitungsbogen, links die geheimnisvollen Gräberreste, die in Purpur getaucht scheinen. In der Osteria geht es toll zu, Mandolinenklang und lustiger Sang erschallt. Der gute Schmaus und der noch bessere Trunk haben schon gewirkt; die Kinder jeglichen Alters, des süßen Weines voll, den römische Mütter aus dem Volk selbst schon den Säuglingen reichen, sind schläfrig, die heiratsfähigen Mädchen erglühen, die Jünglinge strahlen, und die Eltern lauschen verständnisinnig der zirpenden, kreischenden, schrillenden, brummenden Musik, die drei Männer höchst verwegenen Aussehens mit Baßgeige, Violine, Guitarre und eine schreiend bunt kostümierte Jungfer mit einer Mandoline verüben. Unser „poveta“ ist aber verschwunden. Doch wie wir auf der Weiterfahrt der Stadt uns nähern, und der Puppentanz auf dem Dach der Lateranbasilika sichtbar wird, treffen wir auch ihn wieder, da er gewissenhaft alle Osterien abklappert, wo sich „ottobranti“ finden. In einer Osteria nahe der Eisenbahn, wo er für seiner Lieder süßen Reiz Beifall und Geld eingeheimst hat, verabschiedet er sich soeben mit dem Spruch:

„E l’albero fiorisce e fa la pera,
A tutti ve la damo la buona sera.
E l’albero fiorisce e fa i frutti,
La buona sera ve do a tutti.“

(„Es blüht der Baum und bringt die Birn’ hervor,
Drum sag’ ich guten Abend euch allen hier im Chor.
Es bringen Frucht die blühenden Bäume,
Und allen wünsch’ ich schöne Träume.“)

Kaum ist er gegangen, so erscheint der Koch der Osteria in blendend weißem Amtskleid, um sich zu erkunden, wie es den Herrschaften geschmeckt hat, und ihre Lobeshymne einzuernten. Wir aber brechen auf. Zu lange würde es dauern, wollten wir den Aufbruch der Römer abwarten; denn diese müssen sich erst noch stärken, um kräftig genug zu sein, im ersten großen Kaffeehause der Stadt den Schluck zum Abgewöhnen zu tun, da eine „ottobrata“ doch voll und ganz genossen sein will.

Via Appia antica.

Für diesen Ausflug seien einige längere Vorbemerkungen gestattet, da ihn wohl jeder Rompilger unternimmt. Um es aber gleich herauszusagen, viele kommen zur Via Appia, aber die wenigsten nur genießen sie in ihrer wahren Pracht und Feierlichkeit. Die Durchschnittsreisenden wollen oder müssen zu viel auf einmal und mit möglichst wenig Zeitverlust sehen. Dabei vermögen sich auch manche nicht von ihrer Hausordnung daheim loszumachen, indem sie, aus Furcht, zu spät zum Abendessen zu kommen, die Via Appia gerade dann verlassen, wenn sie sich am schönsten zeigt, nämlich gegen Sonnenuntergang. Solche Sklaven der Ordnung werden niemals hinter die Geheimnisse der Campagna kommen. Sie ist eine spröde Schöne, die nur denen all ihre Reize erschließt, die noch ganz unmodern für den Bummel nach Handwerks-

burschenart schwärmen und, unbekümmert um das Hotelgesetz, das namentlich in den kurzen Frühlingstagen die Table d'hote viel zu frühe ansetzt, eines schönen Panoramas wegen auch einmal mit den frugalen Genüssen einer Landschenke vorlieb nehmen können.

Meines Erachtens sollte man auch in Rom den Mut haben, multum, non multa zu sehen, wenig also, dies aber gründlich. Das heißt, auf die Via Appia antica angewandt, man soll, selbst wenn der Romaufenthalt ganz kurz bemessen ist, sich zwei Nachmittage für ihren Besuch nehmen, am ersten nur die antiken Monumente von den Caracallathermen bis zu den Katakomben besuchen, und am zweiten von dem Grabmal der Caecilia Metella bis zur Casa Rotonda fahren und von dort über die Via Appia Nuova zur Stadt zurückkehren.

Geübtere Reisende, die Zeit haben, tun freilich noch besser daran, wenn sie für die Via Appia einen ganzen Tag nehmen, sich in einem Wagen bis zur Caecilia Metella fahren lassen und zu Fuß bis an das Gebirge gehen (zur Vorsicht können sie den Wagen, der den Proviant mitführt, auf dem holprigen antiken Pflaster nachfahren lassen). Ganz raffiniert aber ist an schönen Tagen der umgekehrte Weg. Morgens mit der Eisenbahn nach Castel Gandolfo (Blick auf den Albanersee) und zu Fuß nach Albano und von dort die Via Appia hinunter, und zwar so, daß man eine Stunde vor Sonnenuntergang an der Caecilia Metella anlangt, um den Prachtblick zu bewundern, der jedem unvergeßlich sein wird.

Verlassen wir das Tor S. Sebastiano, dessen Türen und Fenster durch „Malariadrahtkästen“ geschützt sind, so entdecken wir, daß der erste Teil der Straße noch gar nicht antik, sondern im Gegenteil den Lebenden gewidmet ist, wie die vielen Osterien und Gartenwirtschaften beweisen. Gleich links vor dem Tor finden wir in großer Schrift die Einladung: „Kommt alle zum kleinen Hans, dem Winzer, bei ihm werdet ihr den reinsten Wein von Genzano finden.“ Weiter schreitend, passiert man lange Mauern, über denen Holunder, Ahorn, Akazien blühen. Bald hinter dem Viadukt der Eisenbahn nach Pisa, Genua erscheint ein träg fließender brauner Bach, bei den Alten Almo, jetzt Caffarella oder Aquatoccio genannt. Besonders schön, jedenfalls nicht so schön, wie an der Grotte der Egeria (s. S. 170), wirkt er an dieser Stelle nicht; aber die Archäologen belehren uns, daß hier Ende März ein religiöses Fest gefeiert wurde, das der Kybele, der „großen Mutter“, und ihrem Liebling Attis gewidmet war. 204 v. Chr. war dieser halb mystische, halb karnevalistische Kultus aus Pessinus in Galatien nach Rom gebracht worden. Drei Tage dauerte das Fest. Am letzten verwundeten sich die „Galli“ genannten Priester der Cybele wehklagend Brust und Arme, und wuschen dann der Göttin hölzernes Bild, das der Sage nach vom Himmel gefallen sein sollte, in diesem Flusse. Dann trug das Volk eine mit Veilchen geschmückte Fichte, die das Festsymbol darstellte, jubelnd herum und umtanzte sie unter allerlei Mummenschanz. —

Links folgt nun gegenüber einem goldgelben Hause das erste Trümmergrab der alten Gräberstraße. Es ist ein alter abgestumpfter Kegel, der jetzt nur als

Untersatz eines kleinen Häuschens dient, darin der Kneipwirt wohnt, der in der blauen Baracke zu Füßen der Ruine sein Gewerbe treibt. Rechts kommt die belebte „Osteria der Kärrner“ und die ein malerisches Bild stellende „Osteria del vero Genzano“, die einen offenen Pfeilervorbau zeigt, den namentlich Sonntags schöne ländliche Staffage füllt. Neben ihr hantiert ein Stellmacher und flickt zerbrochene Räder, während die Führer der Wagenkrüppel in den Laden ziehen, der als die letzte Station, wo Brot und Salz und Tabak zu haben ist, einen wichtigen Stapelplatz darstellt, da sich die Campagnahirten hier für die Woche versorgen; ihre Steppe liefert ihnen ja nichts andres als Salat und Cichorie.

Schräg gegenüber ist das sagenberühmte Kirchlein „Quo vadis“, wo dem fliehenden Petrus der Herr begegnete:

„Und der Jünger sinkt zur Erde — doch das Herz läßt ihm nicht Ruh,
Und er ruft, mein Herr und Heiland, rede, wohin gehest du?
Und der Heiland spricht, das Auge unverwandt auf ihn gerichtet,
Mit dem Blick, der an der Tage letztem Falsch und Wahrheit sichtet:
Meine Kirche steht verödet, meine Treuen sind verirrt,
Zu der Stadt ist meine Straße, wo man neu mich kreuz'gen wird.“

Kinkel.*)

Siehe Sienkiewicz „Quo vadis“.

Wir ziehen geradeaus zur Höhe und wenden uns um. Vor sich erblickt man wie zwei Schildwachen Turmgrabreste, und weit dahinter die braune malerische Stadtmauer mit der Torburg S. Sebastiano, die düster absticht von der lachenden Gartenlandschaft. Wie muß dieses Bild im Mittelalter ausgesehen haben, als der ganze Mauerkreis noch dreihundert Türme zählte und in der Stadt ebensoviele turmbewehrte Trutzburgen des kampffrohen Adels aufragten, die ihrerseits wieder mit den vielen Kirchtürmen wetteiferten.

Die Sehenswürdigkeiten, die zum Verweilen locken, mehren sich. Da wir jedoch keine Archäologen von Beruf sind, lassen wir einige, wie links das Columbarium der Freigelassenen des Augustus unbeachtet, und schauen lieber ab und zu durch die offenen Tore der vigne (Weingärten), die herrliche Ausblicke auf die hier noch reich angebaute Campagna bieten, und auf die Aquädukte. Auch an No. 33, dem Eingang zu den Callistuskatakomben, und an der Vigna San Sebastiano, an der links die Via Appia Pignatelli abgeht, die nach der Osteria di mezza via (s. S. 149) führt, schreiten wir vorüber; obschon die Judenkatakomben, die hier liegen, recht interessant sind; denn das Hauptziel der Wanderung ist die Gräberstraße. Bald erreicht man, immer zwischen Mauern wandelnd, die Stelle, wo die Straße sich senkt, um Kraft zum Sprung auf die Höhe des Caecilia Metella-Grabes zu sammeln, dessen Trommel leuchtend lockt, zugleich mit der hohen Pinie, die ihm zur Rechten Gesellschaft leistet.

Wer des Kardinal Wiseman schönes Buch „Fabiola“ kennt, wird jetzt an den pfeildurchbohrten heiligen Sebastian denken, stehen wir doch vor

seiner uralten Kirche, die zu den sieben Hauptkirchen Roms gehört, die jeder fromme katholische Rompilger ex officio besuchen muß. Zur Linken der Straße ragt baumumrahmt neben einem Brunnen eine Säule, die in ihrer untätigen Einsamkeit stolz auf die grauen und braunen Schwestern blickt, welche den Vorbau der Kirche tragen müssen.

Links ragt ein malerisches altes Tor, in welchem ein emsiger Schuster arbeitet. Es führt zu dem gut erhaltenen Circus des Maxentius, des Gegenkaisers von Constantin. Man könnte ihn ganz gut zum Velodrom restaurieren und so wieder das laute Volksleben erstehen lassen, das er bei seiner Eröffnung im Jahre 309 n. Chr. zeigte, als zwanzigtausend Personen sich hier an den Wagenrennen ergötzten. Ostern 1876 versuchten die Neurömer hier die alten Spiele wieder zu beleben, aber das schöne Fest ward leider nicht wiederholt.*)

Nur wenige Schritte noch, und man erreicht die Stelle, wo eines der schönsten Wahrzeichen der Campagna, und abends eines der glühendsten Glanzlichter des Landschaftsbildes, das Turmgrabmal der Caecilia Metella aufragt. Gerade wie beim Denkmal des Großbäckers Eurysaces an der Porta Maggiore (s. S. 128) fragt man sich auch hier, warum das Schicksal so ungerecht war, die Denkmäler der Heroen vergehen zu lassen, und dagegen die andrer zu erhalten, die nur den Vorzug des Reichtums hatten. Denn wer und was war Caecilia Metella? Diese Frage stellt auch Byron in seinem „Childe Harold“ (4. Ges., Stanze 99):

---

*) Siehe Justus Ebhardt „Aus dem heutigen Rom“ S. 171.

„Dort steht ein runder Turm aus alter Zeit,
Gleich einer Burg, die in dem Wall von Stein
Noch kräftig Schutz vorm Sturm des Feindes leiht,
Ständ' sie auch halb so stark nur da allein.
Wohl zwei Jahrtausend schaut er so darein,
Mit einem Netz von Efeu übersponnen,
Das die Verwüstung hüllt mit grünem Schein —
Zu welchem Zweck ward wohl der Bau ersonnen?
Es schläft darin ein Weib, das dieser Welt entronnen.
Wer war sie denn, die man so hoch geehrt,
Daß man zum Grab ihr gab ein solches Schloß?
— — —
Doch wohin will sich die Vermutung wagen?
Metella war's — nur das weiß unsere Zeit —
Des reichsten Römers Weib, der ihr dies Mal geweiht."

Zwar bemerkt man nichts mehr von dem „grünen Schein" um den Turm; denn viele Jahre später, nachdem Byron hier stand, ließ Pius IX. die alte Gräberstraße ausgraben und als Straße wieder herstellen, wobei auch der Wissenschaft zu Liebe und den Malern zum Leid alle Gräber gesäubert wurden. Die Maler führen ja ebenso bewegliche Klage darüber, daß man auch auf dem Palatin jeden alten Gebäudeknochen kahl und bloß gelegt hat, während früher Mutter Natur den schimmerndsten Blumenmantel über die starren Reste breitete.

Efeumantel und Efeuschulterkragen zeigen hier nur noch die Reste der Mittelalterlichen Burg, welche die Caetani auf Geheiß des Chefs ihres Hauses Bonifaz VIII. im Bürgerkriege gegen die mächtigen Colonna er-

richteten. Auch eine Kirche gehört zu der stattlichen Veste, doch auch sie ist nur Ruine.

Wiederum treibt es jetzt den Wanderer, einen Rückblick auf die ewige Stadt zu tun. Zunächst bemerkt man die Sebastianskirche und einen Teil der Peterskirche, dann den Monte Mario, die etrurischen Berge und die gelbrote Reitschule von Tor di Quinto (s. S. 79). Doch Rom selbst ist im tiefen Talkessel versunken, als hätte die Erde sich gespalten und es verschlungen.

Jetzt schaut man wieder nach Süden, wie einst Joseph Viktor Scheffel hier auf die Gräberstraße blickte:

„Nun schreit' ich aus dem Tore
Ins weite, öde Feld,
Dort ist der große Kirchhof
Der alten Römerwelt.

Die ruht von Lieb und Hasse,
Von Lust und Kampf und Strauß
Dort an der appischen Straße
Im Marmorgrabe aus.

Mich grüßt der Turm, vergüldet
Vom Abendsonnenstrahl,
Caecilia Metella,
Dein trutzig Totenmal."

(Trompeter.)

Einige Schritte weiter, nachdem wir die Burg der Caetani verlassen, geht links eine Militärstraße zu den roten Pulverhäusern und zur Via Appia Nuova ab. Ihr gegenüber steht eine einfache Landkneipe ohne

Namen, die als Aufschrift nur „Paste e generi diversi“ (Teig- und Spezereiwaren) trägt. Hier soll man Hütten bauen; denn die Aussicht, die man hier namentlich vor Sonnenuntergang genießt, verdient nicht nur sechs Sterne im Baedeker, sondern auch, daß man nach dem Besuch der Gräberstraße nur ihretwegen nochmals hierher zurückkehrt.

Den Hauptreiz des hier gebotenen Panoramas bilden die Reste der Claudischen Wasserleitung mit ihrem Zentralbau der Porta Furba (s. S. 138) und die von Warttürmen und Trümmern übersäete grüne Wüste, welche als Schleppe des Königsmantels dient, der die Albanerberge bedeckt, und auf dem die „römischen Schlösser“ (Castelli Romani) Frascati, Rocca di Papa, Marino als Goldrosablumen aufgestickt sind. Wahrhaft zauberisch erglänzen aber sowohl Schleppe als Mantel, wenn sie an schönen Oktoberabenden im Purpur flammen. Stundenlang könnte man hier verweilen; denn jeder Sonnenstrahl erzeugt neue Beleuchtungseffekte, jede vorüberhuschende Wolke zaubert die bizarrste Jagd einander haschender Schattengespenster hervor, die wie von der Laterna Magica entsandt über das paradiesische Feld hingleiten.

In den ersten zehn Minuten zeigen sich noch wenige Gräberruinen, und diese wenigen sind meist im Verein mit angebauten Schuppen in den Dienst der Landwirtschaft gestellt, dafür genießt man aber links und rechts immer malerischere Ausblicke auf die Aquädukte. Dort, wo links ein durch eine Kette abgesperrter Weg abgeht, winkt eine neue überraschende Aussicht: auf den Hain der Egeria, auf Rom, die Latinergräber, die Aqua Santa (s. S. 146) und die Sabiner- und Albanerberge, die sich „wie schim-

mernde Wolkenzüge vom frühlingsgrünen Grunde der weiten Steppe aufbäumen". (Voß.)

Nun erblickt man geradeaus, wie die lange Zeile der alten Appia schnurgerade zum Gebirge zieht und dieses bei dem hinter einer Bergwelle verborgenen Albano übersteigt. Diese gerade starre Linie hat etwas Imponierendes, sie kennzeichnet das Zielbewußtsein der alten Römer, und namentlich ihres Erbauers, eines der typischsten Staatsmänner des alten Roms. Der aus Etrurien stammende Censor Appius Claudius, der 312 v. Chr. diese Straße bis nach Capua hin als die erste ihrer Art — aber für die Ewigkeit baute, schuf mit ihr das Muster für das bewundernswerte Netz der Militärstraßen, durch die Rom seine Weltherrschaft sicherte. Später wurde sie über Capua und Benevent bis nach Brindisi verlängert, wie wir unter andrem aus den Satiren des Horaz wissen, in denen er seine Reise nach Apulien so launig beschreibt.

Bald betritt man auch das alte Lavapflaster der Straße.

Rechts erscheint jetzt das von einem Eukalyptusring umgebene Fort Via Appia Antica, dessen knallrote Häuser grell sich abheben von dem Grün der Schnitzelblätter der „Fieberbäume" und den Porphyrsäulen ähnelnden Stämmen der Pinien und dem Schwarzgrün ihrer Kronen. Hier beginnt — etwa fünf Kilometer von dem Sebastianstor entfernt — der schönste Teil der Gräberstraße, der sich etwa eine Stunde fortsetzt.

Bei einem mit Efeu bewachsenen Turmgrab, das nun sichtbar wird, taucht dem Scheffelfreund die Scene auf, in der dem Papste die Conduitenliste des Trompeters vorgelegt wird:

„'s hat ein römischer Patron einst
Seiner jüd'schen Freigelassenen,
Die er als Andenken an den
Tempelbrand Jerusalems
Mitnahm, dort ein Grab errichtet.
Glaub, sie hieß Zetcha Achyba.
Dorten saß er, und die Späher
Sagten, 's war ein schön Effektstück:
Die Campagna nächtlich düster,
Er, den Mantel umgeschlagen,
Mondschein auf dem Marmordenkmal.
Klagend blies er die Trompete . . ."

Nach dem Empfinden vieler Leute waren die alten Römer doch kuriöse Leute, weil sie ihre Gräber an die besuchteste Heerstraße aufstellten! Schreckte sie nicht der Tod, oder wollten sie durch reichen Prunk ihr Familienprestige erhöhen? Fehlen auch dem Nichtarchäologen die Kenntnisse, um die alte Gräberpracht im Geiste streng historisch wieder aufzubauen, so wird es doch auch manchem empfindungsreichen und phantasiebegabten Manne gelingen, hier, „wo dem denkenden Manne die Geistesflügel wachsen", die nackten Knochengerüste und Skelettreste wieder mit dem Muskelfleisch des Marmors zu bekleiden, den die Römer des Mittelalters raubten, um entweder ihr eigenes Heim zu schmücken, oder aus schnöder Gewinnsucht Kalk daraus zu brennen. Schade, daß die nun so öden Trümmer nicht reden können. Sonst erzählten sie uns von den Triumphzügen siegreicher Feldherrn, die hier vorüber nach dem Mons Albanus zogen, oder von den Transporten wilder Tiere, die für die blutigen Schauspiele des Kolosseums bestimmt waren. Wie mußte

sich ferner der Glanz des kaiserlichen Pompes in dieser gleißenden Marmorallee heben, wenn zum Beispiel Nero hindurchzog auf dem Wege zu seinen Meerpalästen von Antium. Aber auch groteske Bilder sah die alte Appia. So im Jahre 49 v. Chr., als Cäsar den Rubicon überschritten hatte, und die Pompejaner mit dem ganzen Senat Hals über Kopf in panischem Schrecken nach dem Süden flohen.

Schade! Die Grabmäler, die wir nun schauen, gehören meist Leuten an, die uns so unbekannt sind, wie irgend ein Schulze und Müller der heutigen Zeit. So zeigt links ein Inschriftenbruchstück auf einer viereckigen Mauer, daß hier ein gewisser M. Servilius Quartus die letzte Ruhe fand. Das folgende Grabfragment, auf dem ein Relief den Tod des Attis, des Lieblings der Kybele, darstellt (s. S. 154), erregt schon höheres Interesse; denn die Archäologen behaupten, daß es das Grab des Philosophen Seneca sei, den Nero zum Selbstmord trieb. Es folgt ein runder Denkmalstumpf. Hier halte man und steige links auf die roh gefügte Einfassungsmauer; denn hier erblickt man die sich kilometerweit von der Porta Furba bis zu den Capanelle hinziehende Linie der Aqua Claudia. Auch das Bergpanorama und die Campagnaebene erscheinen hier wie neu in dieser linden Luft, in dieser gleißenden Lichtfülle, in diesem Blumenflor ringsum, auf dem die erhabene Ruhe poetischster Einsamkeit lagert. Keinen Laut vernimmt man, nur hier und da ein Jubilieren und Trillern aus Lerchenkehlen. Hier atmet man auf, wie auf Bergeshöhen, hier schwelgt man nach Herzenslust in Landschaftspracht.

Doch neue Schönheiten locken uns. Links erblicken wir auf neu aufgerichteter Mauer eine Stein-

tafel, in der in lateinischen Versen das Lob des Freigelassenen, Justus Pompeius, gesungen wird. Gegenüber ragt auf der Mauer ein modernes Gittertor mit der Aufschrift: „Proprietà Lugari“, und links von ihm neben einer Miniaturtreppe ein Schild: „Ingresso Scavi“. (Eintritt zu den Ausgrabungen.) Man trete ein und lasse sich von dem Wächter in dieser von den Reisebüchern noch nicht erwähnten Sehenswürdigkeit herumführen, die uns die Anlage einer altrömischen Villa mit Kalt- und Warmbad u. s. w. kennen lehrt.

Im Weitergehen macht sich auch das Tierleben der Campagna bemerkbar. Schmetterlinge umgaukeln uns, Eidechsen huschen verschüchtert umher, Heuschrecken springen, und früh aufgestandene Zikaden schrillen dazwischen, so dem Reisenden einen Vorgeschmack davon gebend, wie ihr Massenkonzert im Sommer wirkt — unerträglich, ohrenzerreißend.

Die rohen Umfassungsmauern der Wiesen zur Linken werden niedriger, also der Blick auf die wie mit Edelsteinen besäten Fluren freier, auf denen nach G'sell-Fels siebentausend Ostgoten lagerten, als Belisar im Jahre 536 Rom besetzt hatte. Bald naht rechts ein Grabmal, das eine Sarkophagwand mit fünf Reliefköpfen zeigt, etwas weiter kommt das Grab des Steuereinnehmers Secundus, der nach der Inschrift ein großer Pantoffelheld gewesen sein muß. Links liegt mitten im Grün der Straße der Torso einer Gewandstatue, die wie mit Goldplatten gespickt erscheint, so sehr ist sie von einer gelben Moosflechte besprenkelt. Nun zeigen sich mehrere noch fast ganz erhaltene Grabmäler von namentlich aufgeführten, aber trotzdem unbekannten Leuten, die uns auch weniger interessieren, als die

Blütendichtung, die ihre Ruhestätten umspinnt: blaue, rote Wicken, blutroter Mohn, Schierling u. s. w. Um ein Grabmal, das Altarform hat, ziehen sich rote und blaue Winden, und wuchern mannshoch purpurne und ultraminblaue Disteln. Und in dieser duftenden Pracht wecken die Denksteine der fremden Toten den Schauer der Ehrfurcht, ebenso wie die alten Wasserleitungstrümmer, die sich jetzt nähern. Durch ihre Bogen ebenso wie durch die Risse und Löcher der Grabreste lugt aber des reinsten Himmels Blau.

Links bemerkt man jetzt auch die Staffage der Campagnawüste: Dachzelte und Kegelhütten aus Rohr und Stroh, die Wohnungen ärmlicher Hirten, Pferde und Ochsen, und große zottige weiße Campagnahunde, die mit wütendem Gebell heranspringen, aber von einem strengen Pfiff ihrer Herren zurückgerufen werden. Knurrend gehorchen die Bestien, die zur Nachtzeit wohl unbefugten Eindringlingen gefährlich sein mögen.

Die Grabtrümmer nehmen jetzt immer bizarrere Formen an, man sieht umgestülpte Riesenhämmer, versteinerte Baßgeigen und Violinschlüssel oder vierbeinige Riesenschemel. Rechts fällt ein grüngrauer fast noch ganz erhaltener Grabbau aus Peperin auf, auf welchem kleine Putten Blumenfestons halten, über der Brüstung aber liegen zwei steinerne Schlummerrollen, deren Enden Gorgonenhäupter zeigen. Daneben folgen wieder vier Büsten mit bartlosen mürrischen Gesichtern. Die Torsos von Gewandstatuen, die am Boden liegen, mehren sich. Libellen umschweben uns. Plötzlich erscheint ein Grab, das wie der Kopf einer vergrabenen Sphinx aussieht. Pinien und Cypressen beleben jetzt auch die steinerne Allee und laden zur

Rast ein. Einen besseren Picknickplatz könnte man lange suchen; denn jeder Bissen, den man nimmt, wird durch unvergeßliche Rückblicke auf die bis jetzt durchmessene Strecke gewürzt.

Weiter links taucht ein größeres Bauernhaus auf, das an einen alten Kirchenbau angeklebt ist. Die schönen Pinien und Eukalyptusbäume, die nahe bei ihm stehen, erhöhen die Schönheit des Blicks auf Frascati, das greifbar nahe gekommen ist. Nun erblicken wir dahinter im Felde einen Komplex von Ruinen, viereckige durchlöcherte Kasten und Fundamentkellerreste, deren runde schwarze Öffnungen wie ebensoviel offene Mäuler aus dem Wiesengrün hervorgrinsen. Die Archäologen nehmen an, es seien dies die Reste der Villa Quintiliana, die ihr Besitzer Kaiser Commodus berüchtigt gemacht, des Philosophen Mark Aurels unwürdiger Sohn. 189 n. Chr. war's, als sich das römische Volk gegen des Kaisers Günstling und ehemaligen Kammerdiener Cleander empörte, der für diesen herrschte, während Commodus selbst hier in der Quintiliana ein schnödes Sünderleben führte. Das Volk machte vor der Villa eine Straßendemonstration, und der Kaiser gab seinen Günstling preis, um sich selbst zu retten.

Weiter links folgt ein riesiges Grabmal, das einem tausendfach vergrößerten Pinienapfel gleicht, dann rechts zwei ganz mit Rasen bewachsene Pyramidentumuli, die mit prächtigen Cypressen und Pinien umrahmt sind, links gegenüber humpelt ein geborstener halber Turm. Dann wird die Straße auf eine längere Strecke ganz kahl, wodurch der Blick auf die Berge freier wird, die einen Coulissenwechsel vorgenommen haben, da der Hügel von Colonna jetzt vor Palestrina

liegt und so die Grenzgraben-Lichtung zwischen den Sabiner- und Albanerbergen verdeckt. Die Trümmer im Grase mehren sich, man sieht steinerne Polster, geschuppte Säulen, kopflose Gewandstatuen, Fries- und Pfeilerfragmente, von Vergißmeinnicht und Alpenveilchen umkost. Dann kommt ein gleichsam zum bloßen Tor zusammengeschrumpftes Denkmal, dessen Inneres Peperinfutter zeigt, dann ein versteinertes Korsett oder Stundenglas, und schließlich die Haupt- und Schlußnummer unseres Programms: die Casa Rotonda, eine runde „indigesta moles“, fast doppelt so groß wie die Caecilia Metella, nur ohne den Überrock wie diese; denn nur zum Teil ist hier die Peperinpanzerung noch erhalten. Auf den Schultern trägt der Koloß ein ganz respektables Bauernhaus, das schier in einem silberig schimmernden Ölhain erstickt. Vor uns ragt links die größte senkrechte Mauer-Vetrine, die wir bis jetzt gesehen; sie zeigt als Auslage all den interessanten Inschriften- und Figurenschmuck, der unter Pius IX. noch von dem alten Grabe gerettet werden konnte. Aus ihm ersehen wir, daß die Casa Rotonda als Grabstätte einem Herrn, namens Cotta, errichtet war. Zugleich erblicken wir eine Reihe von Köpfen, mystisch, stachelgekrönt, die Christusköpfen gleichen, sowie ebenso exotische Frauenköpfe, sowie Kandelaber, Festons — kurzum, eine herrliche Ausbeute für Archäologen. Wir steigen nun zu dem Bauernhaus hinauf, und wiederholen aus der Vogelschau die Prüfung aller Sehenswürdigkeiten, die wir bisher gesehen.

Die Fahrt ist zu Ende.

Wer nicht desselbigen Weges zurückkehren will, sondern Abwechslung liebt, mag gleich hinter der Casa

Rotonda den Fahrweg links einschlagen, der zur Via Appia Nuova führt, und von hier den Heimweg antreten.

Der Hain der Egeria.

Es unterliegt keinem Zweifel. Der heilige Hain ist wohl der stimmungsvollste Fleck, den die Campagna nahe bei der Stadt aufzuweisen hat, und nicht umsonst haben sich ihn die besten Campagnamaler immer und immer wieder zum Vorwurf genommen. Doch, um von vorn herein vor einer Enttäuschung zu bewahren, man erwarte nicht, einen großen Wald zu finden; denn der bosco sacro ist nur klein. Worin aber sein Zauber liegt? Chi lo sà? Zum Teil ist vielleicht unsere Jugendzeit daran schuld, in der wir so viel von dem märchenhaft reizvollen Beginn der ewigen Stadt und von König Numa hörten, der oft zur Nymphe Egeria ging, um sich von ihr politisch belehren zu lassen. Zwar haben die Archäologen mit heißem Bemühen herausgefunden, daß der wahre Hain der Egeria noch innerhalb der Stadtmauern lag, aber für alle übrigen Leute wird unser Hain immer mit der Erinnerung an Egeria verknüpft bleiben.

Wann man den „bosco sacro“ besuchen soll? Bei schönem Wetter zu allen Jahreszeiten, freilich sind die Monate Mai und Oktober am schönsten für seinen Besuch geeignet. Wer Freund düsterer charakteristischer Stimmung ist, mag ihn auch aufsuchen, wenn der Scirocco sein graues Wolkenheer heranwälzt, weil dann seine Umgebung eine solch eindrucksvolle klassische

Schwermut atmet, wie sie zur Campagna, als dem Totenfeld der Geschichte, paßt.*)

Im folgenden sei eine Pilgerfahrt zu dem einsamen Hügel geschildert, die in der Stimmung dem Eindruck des deutschen Touristen entsprechen dürfte, welchen die Frühlingssehnsucht dem nordischen Winter entfliehen hieß. Mit einer gewissen Schadenfreude schwelgt solch ein Glücklicher in Lenzesjubel zu einer Zeit, wo im Norden noch Schnee und Eis die Fluren bedecken.

Unendlicher Regen hatte uns Römer vierzehn Tage lang ans Haus gefesselt. Der erste Frühlingstag blaute, und die Sonne brannte derart, daß es geraten war, schattigen Ort zu suchen; denn römische Frühlingssonne ist gefährlich, sie berauscht wie Alkohol, wie schon so manche Unbelehrte, die sich ihr zu lange ausgesetzt hatten, am eigenen Leibe erfuhren, wenn sie sich dessen Taumelgang nicht erklären konnten, da sie doch kein Tröpflein Wein getrunken.

Also hinaus zur Via Appia Antica bis zum Kirchlein Domine Quo vadis (s. S. 155). Hier begegnen wir vielen Touristen, die in der Droschke die Pflichtfahrt zu den Callistuskatakomben machen. Links geht hinter dem sagenberühmten Kirchlein ein Weg ab, der sich zwischen knospenden Hecken hinzieht. Er heißt nach dem Flusse Via Caffarella (antik: Almo), weil er in dessen Tal führt. Nach wenigen Schritten ist man im Freien. Links erblickt man eine Mühle und nebenan ein seltsames Haus, das sich bei näherer Prüfung als ein antiker kleiner Tempel entpuppt. Es ist in der Tat ein altes Grabmal, dem die späteren Römer den Namen „Tempel des Deus Rediculus“ (des

*) S. Assessor Assemacher in Italien S. 416ff.

die Rückkehr erzwingenden Gottes) gaben, weil der Sage nach hier der Hannibalsschrecken („Hannibal ante portas“) sein Ende gefunden haben soll. 211 v. Chr. war's. Hannibal war aus Apulien hergezogen, um durch einen Angriff auf Rom das römische Heer, das Capua belagerte, zum Rückmarsch zu zwingen. Doch die Römer taten ihm den Gefallen nicht, ihm nachzuziehen, und so mußte er selbst den Rückzug antreten; denn er hatte nur für zehn Tage Lebensmittel mit, und besaß kein Belagerungsgerät, außerdem ließen sich die in Rom weilenden Soldaten nicht hervorlocken. Damals zeigte sich Roms Energie und Trutz im hellsten Lichte, erzählt doch die Sage, daß, als ein Stück Land, auf dem die Karthager lagerten, während der Anwesenheit Hannibals auf dem Forum versteigert wurde, es durchaus nicht im Preise sank. Das faßte Hannibal als Prahlerei auf, und als Antwort darauf ließ er die Tische der Wechsler auf dem Forum, also nach heutiger Auffassung die Firmen der größten römischen Bankiers von damals öffentlich in seinem Lager ausbieten. Die Sage will freilich nichts von der prosaischen Begründung des Abzugs Hannibals wissen, sie erzählt vielmehr, daß dort, wo jetzt der Tempel steht, dem punischen Feldherrn Geister erschienen seien, die ihn so erschreckten, daß er schleunigst abzog.

Zur Linken fließt der in Stein gefaßte Caffarella, unser Blick fällt auf dessen Wiesental und die jenseitigen mit Landhäusern und Herden bedeckten Hügel, bis nach zehn Minuten rechts eine gemauerte Höhlengrotte zu unsern Füßen gähnt, die sich tief in des Hügels Inneres hineinzieht. Das ist die malerische Grotte des Flußgottes Almo, oder die Grotte der Egeria, die schon so viele Maler begeistert hat;

denn das Licht- und Farbenspiel, das die Grotte bietet, ist an hellen Sonnentagen einzig schön. Noch sieht man Reste der früheren Marmor- und Stuckbekleidung; die Gewölbe und Wände dieses Nymphaeums schmückte auch noch ein Fragment der Statue des Flußgottes. Moos und Wasserpflanzen bedecken den feuchten Boden und bringen so neue Farbentöne in das Gesamtbild. Byron singt in seinem Childe Harold:

„Noch liegen auf dem Moos an deinem Quell
Die Nektartropfen, köstlich klar, verstreut!
Noch strahlt dein Frühling, ewig jung und hell,
Zurück den Genius, dem der Ort geweiht!
Doch stürzte hier die rauhe Hand der Zeit,
Was einst die Kunst an diesem Ort erbaut:
Kein Marmorbau mehr Schutz und Schatten leiht;
Es quillt die Flut mit leisem Flüsterlaut
Aus deines Standbilds Riß hin über Blum' und Kraut.
An diesem Ort du wohntest weltverloren,
O Göttin, und dein Herz erharrte ihn,
Der doch nur war von dieser Erd' geboren.
Es hat die Mitternacht euch hold gelieh'n
Als schützend Dach ihr Sternenbaldachin!
Fürwahr! Die Grotte wohl geeignet schien
Für eine Göttin, die nach Lieb' begehrt." —

Wir ziehen weiter, und bald erscheint der kleine wollige Busch, der wie ein Bouquet am Busen einer schönen Frau an diesem grünen Hügel prangt. Schade! Man hat den heiligen Hain im Laufe der Zeit stark gelichtet.

Wir steigen den Grasteppich hinauf und treten in den Hain, der ein Kuppeldom mit Baumkronengewölben scheint. Froh aufatmend legen wir uns ins

Gras und schauen durch die Dachlücken die blauen Himmelsfetzen, die durch den Kontrast des üppigen Steineichengrüns doppelt blau, ja fast violett erscheinen. Mit Scheffel denkt man: „Nicht neid' ich der Welt alle Wonnen!" Drinnen in der ewigen Stadt kämpfen die Schwarzen mit den Weißen und Roten, betrügt der Minister die Kammer, der Advokat den Richter, der Wucherer den kleinen Beamten, stundenlang sitzen dort die Politiker in dumpfer Apotheke oder schwälendem Kaffeehause, Hunderte von Dichtern schwitzen Verse, und in Deutschland in Schnee und Eis schlagen sich Junker und Schlotbarone herum — hier jedoch herrscht Ruhe, Stille, Frieden. Nur der Wind macht sich mausig und zerrt den würdigen Steineichen mutwillig im krausen Haar. Doch sie wissen ihren Adel zu schätzen, stammen sie doch aus Numas Zeit, drum kümmern sie sich nicht darum, was außer ihnen vorgeht, auch der Besuch gewöhnlicher Menschen läßt sie kalt, haben sie doch schon so viel erlauchte Geistesriesen gesehen, wie Goethe, Seume, Gaudy, Byron, Shelley, Heyse, Gregorovius, Scheffel, Allmers, Boecklin, der andren alle zu schweigen, die hier am Busen der Campagna römische Landschaftswonne und Sonnenpracht genossen.

Boten des Frühlings kommen, Kohlweißlinge, Mücken, verschüchterte Eidechsen, und naseweise Lerchen trillern schon ihre Lenzhymne. Ein junger Esel stört die stille Betrachtung. Philosophisch peripatetisiert er, trinkt Frühlingsodem und speist duftiges Gras dazu. Ein schöner Kerl, nicht so steif, grau, würdevoll, wie seine philiströsen nordischen Brüder. Er ist auch zutraulicher als diese und fürchtet sich nicht vor dem zweibeinigen Nachbarn, der neben ihm

im Grase liegt und Naturfreund ist, wie er. Seine noch von keinem Zahnarzt entweihten Zähne sicheln das Gras, daß man es auf hundert Meter Entfernung hört. Seine Furchtlosigkeit macht auch andren braunen Gesellen Mut, und so kommen auch einige Maultiere heran, um sich den Besucher zu beäugen, der ganz versunken ist in den Anblick der Sonnenflecke, die durch den Laubfilter auf den grünen Rasen durchgesickert sind, wo sie ein zierliches Menuett tanzen, das die Kunst eines Siemieradski oder eines Paul Höcker reizen könnte. Bald fallen dem Betrachter auch die Stämme der Eichen ringsum auf, da jeder von ihnen bemüht ist, sich als Individuum zu geben.

Nun beginnt die Bergpredigt der Campagna. Zuerst knüpft diese an das nahe Grab der Caecilia Metella an, das von hier einer am oberen Rand zerfetzten Riesentrommel gleicht, dann springt sie links zur neuen Epoche des Militarismus über, indem sie auf das eukalyptusumkränzte Fort verweist, drauf beschäftigt sie sich mit der Landwirtschaft, denn im Norden krabbeln wollige, weiße und graue Punkte auf den grünen Wiesen herum. Nun kommt auch der Monte Gennaro, der heute wie aus bläulichem Silber getrieben erscheint. Armer Kerl! Er sieht etwas grämlich aus, geht es ihm doch wie Klopstock, viel gelobt wird er nur. Nun, er hat ja auch genug getan, wenn er der Campagna als Folie dient. Jetzt drängen sich auch die roten und gelben Latinergräber auf und die bizarren Linien der antiken Wasserleitungsbogen, die bei Porta Furba einen wahren Rattenkönig der malerischsten Ruinen bilden. Auf der Wiese im Vordergrunde rückt drauf plötzlich ein Wartturm lrohend heran. Auch er ist ein armer Kerl. Er ist

doch längst pensioniert und bildet sich wohl im Traume ein, er sei noch jung und tue noch mit in den Kämpfen der römischen Barone, oder bringe mit seinen Feuerzeichen den Tempelritter-Bankherren die neuesten Kurse aus Rhodus! Auch die Sabinerberge sind heute eigentümlich. Sie tragen Kopfbinden, wie die antiken Priester, Schneetücher sind's, die der Regen der letzten Tage gewebt. Doch die herrlichen Piniengruppen der Aqua Santa an der neuen appischen Straße ziehen uns ab, dahinter leuchtet die Citadelle von Frascati, das hoch gelegene Monte Porzio, und jetzt gleißt Frascati selbst auf seinem bläulich braun--violetten Bergespolster, umgrünt von den Parks, in denen die Burgschlösser der römischen Großen ragen, die jetzt die Geistlichkeit besitzt. In einer dieser Villen steht jetzt vielleicht der größte Schilderer der Campagna, Richard Voß, auf hohem Balkone und weidet seine nie gesättigten Augen an dem ewig neuen Landschaftszauber. Rechts in der Höhe bemerkt man jetzt auch Rocca di Papa, hingehaucht wie schmelzender Schnee; denn noch liegt es im Schatten, der Abendsonne gewärtig, die ihm die Wangen röten soll. Dann verfolgt man die edlen Linien des Albanergebirges, die in sanftem Adagio aufsteigen bis zum Monte Cavo, der seinen Schopf vor Zorn sträubt, weil ihm ein weißes Wölklein zu nahe gekommen. In ergreifendem Andante fällt die Bergeslinie meerwärts ab, bis sie im Steppenmeer erstirbt, über welchem in stolzer Selbstgenügsamkeit ein Raubvogel kreist.

Die Sonne beginnt zu sinken. Vier Uhr ist vorüber. Wir erheben uns und machen einen Rundgang um den äußern Baumring. Auch hier beschleicht uns wieder das Gefühl des Friedens. Der große Geist

der unendlichen Campagnaruhe erfaßt uns. Der Caecilia Metella-Turm ist erwacht, er schimmert rötlich, auch in die Schafe ist neues Leben gekommen; ihr Mantel scheint auf dem Rückensaum mit goldschimmerndem Hermelinstreifen besetzt, den Frau Sonne angestickt. Im Norden drängt sich die reiche Vergangenheit der braunen Stadtmauern auf, überragt von Roms Wahrzeichen, der blauen Peterskuppel. Ein Hirt mit Faunsfüßen schleicht neugierig näher, er möchte wohl gerne wissen, warum ich jetzt so entzückt auf den Hügel starre, auf dem das Tempelkirchlein S. Urban thront, oder warum ich mich plötzlich umwende und erstaunt die Augen weite. Wie soll er auch verstehen, daß ich ergründen will, weshalb die besten Maler jedesmal in Verzweiflung geraten, wenn sie sehen, wie die Sonne den römischen Farben eine Leuchtkraft gibt, die jeder Wiedergabe spottet. Schaut doch nur hin, wie das Landhaus jenseits des Baches Caffarella in blendendem Oker leuchtet! . . .

Langsam nur und ungern verlasse ich jetzt den seligen Hain, der so viel Freuden spendet, und schreite zu dem westlichen Hügel, auf dem

St. Urban

liegt. Zwar ist es noch frühe in der Jahreszeit; denn den größten Zauber entfaltet das zur christlichen Kirche umgewandelte antike Tempelgrab, wenn der Frühling auf die Berge stieg, und die Wiesen ringsumher in märchenhafter Blumenfülle prangen, wenn Rittersporn, Skabiosa, Steinklee, Hasenfuß, Löwenzahn, Mohnblumen zu Millionen um- und nebeneinander wimmeln und den Fuß des Wanderers hemmen, und Bodenstedts Gedicht uns in den Sinn kommt:

„Das Gras wird zertreten,
Das saftig die Herd' nährt,
Und niemand beachtet
Die heilenden Kräuter,
Die wundertät'gen,
Verborgen im Grase —
Derweilen der Efeu
Sich stolz um den Baum rankt,
Und die Blumen prangen
In lieblichem Dufte
Und blendendem Farbenspiel."

Hundegebell ertönt, wir treten durch die Hecke auf des Hügels Plateau, das von Fliederbäumen, Cypressen, Steineichen, Ulmen, Obstbäumen und Eukalyptusriesen umrahmt ist. Stellenweise finden sich auch lauschige Lauben, in denen antike Altarreste als Tische, und geborstene Säulen als Stühle dienen, Lauben, die in weihevoller Einsamkeit zum Träumen und längerem Verweilen einladen. Die feierliche Stimmung steigert sich, wenn wir nun die Fassade des antiken Baus betrachten, der noch in voller Stilreinheit glänzt, wenn man auch die Säulen seines großen Portikus durch Ziegelwände verbunden hat. Ein Tempel des Bacchus soll er gewesen sein, ehe man ihn zur christlichen Kirche bekehrte. Als solche scheint er aber jetzt pensioniert zu sein; denn tritt man in sein hohes, kahles Innere, so sieht man, daß der Altar abgerüstet hat, und die Kirche selbst zum Haushaltungsdienst des nebenan wohnenden Pächters herangezogen wurde.

Es lohnt sich auch ein Gang um Kirche und Haus herum durch den Gemüsegarten. . . .

„Und junge Blüten spenden süßen Duft.
Die muntere Eidechs' schlüpft durchs Gras behende
Und Vogelstimmen klingen durch die Luft.
Ein Blumengarten uns zum Weilen ruft,
Der mannigfach an Farben und Gestalt
Sich zeigt auf Hügel und auf Bergeskluft:
In sanftem Blau des Veilchens Auge strahlt,
Als hätt' des Himmels Kuß ihm seinen Kelch gemalt."
(Byron, „Childe Harold".)

Da der Pächter auf gute Worte hin auch nebenamtlich den Wirt spielt und guten Wein hergibt, so empfiehlt es sich für jeden Besucher, der Zeit hat, in einer der feierlich stillen Lauben dem nahen Sonnenuntergang vespernd entgegenzuharren. Dann ist der Augenblick gekommen, über den heiligen Hain nach den südlich gelegenen roten Pulverhäusern zu gehen, wo links die Militärstraße nach der Via Appia Nuova führt.

Übrigens ist der Ausflug nach dem heiligen Hain auch mit Wagen möglich, da der Weg von Domine Quo Vadis bis zur Militärstraße fahrbar ist.

Vor Porta San Paolo.

(S. Paolo — Tre Fontane — Via Sette Chiese.)

Auch dieser Ausflug wird zum Teil wenigstens fast von allen Romreisenden gemacht, da wohl niemand Rom verläßt, ohne die elegante Basilica S. Paolo fuori le mura gesehen zu haben, die seit dem Brande von

1823 ganz neu aufgeführt wurde, bis auf die Fassade, an der noch gebaut wird.

Wie die alte Kirche, so ist auch, aber schon Jahrhunderte vorher, der alte Portikus geschwunden, der das Tor San Paolo mit der berühmten Wallfahrtskirche verband, damit die Pilger, gegen Sonne und Regen geschützt, leichtere Wanderung fänden. Heutzutage erleichtert der elektrische Wagen die Pilgerfahrt noch mehr.

Die viel belebte Straße bildet eben wegen des starken Lebens und Verkehrs wenig Interessantes für den, der Campagnaschönheiten studieren will; doch kann der Stimmungen liebende Rompilger diesen Mangel ersetzen, wenn er den elektrischen Tram verschmäht und in langsamer Wagenfahrt hinauszieht und seine Augen fleißig spazieren gehen heißt. Sehr empfehlenswert ist auch ein Besuch des protestantischen Friedhofs, der am Paulstor liegt, gehört er doch wegen seiner malerischen Lage und Landschaftspracht zu den stimmungsvollsten, welche die Welt kennt.

Das Paulstor selbst verdient auch eine längere Betrachtung, da es durch die zwei großen Rundtürme links und rechts burgähnlichen Charakter erhält, und rechts von ihm die schwarze Cestiuspyramide ragt. Schön ist der Blick an der Flucht der betürmten Stadtmauer entlang bis zum Tiber, weil über ihr die Cypressen und Pinien des Friedhofs doppelt eindrucksvoll wirken. Weiterziehend bemerkt man nur viele Osterien, zur Linken auch eine kleine Kapelle, die „Cappella della Separazione“, die an der Stelle steht, wo Petrus und Paulus der Sage nach voneinander Abschied nahmen, als sie zur Hinrichtung gingen. Bald

tritt man in eine Akazienallee ein, an deren Ende der bekrönte weiße Turm der Paulsbasilika winkt. Bei der ersten Lichtung rechts bietet sich ein schöner Rückblick auf den Testaccio, bald darauf erblickt man links über einem Baumkronenmeer den oberen Saum der Albanerberge, und noch weiter kurz vor der Basilika links einen malerischen, schön bewachsenen Tuffsteinklotz. —

Haben wir die Basilika bewundert, so schreiten wir dem Tiber zu, um die noch in Gerüsten starrende Hauptfassade des Doms zu sehen. Sie strotzt von Gold und farbenreicher Mosaik, welche in modernisierter Form das alte Motiv vom Gotteslamm behandelt, das auf dem Berge thront, dem die vier mystischen Ströme entspringen. Schäflein, welche die frommen Gläubigen symbolisieren, ziehen zu ihm, zwei Palmen ragen, und die heiligen Städte Bethlehem und Jerusalem erscheinen.

Vergebens sucht man nach einem Ausblick auf den Tiber, dessen Nähe bei Überschwemmungen der Kirche sehr gefährlich ist; denn zwischen Strom und Dom ließ die Spekulation des heiligen Jahres die Osteria „Porta Santa“ entstehen, die außen und im Hofe schöne Lauben zeigt.

Zur Heerstraße, die, weil sie nach Roms Hafenstadt Ostia führte, einst Via Ostiensis hieß, zurückgekehrt, ziehen wir südwestlich an dem alten Pauls-Kloster vorbei, das jetzt auch von Carabinieren bewohnt ist, einige Minuten weiter, bis die Straße sich gabelt. Man halte sich links, auf der Via Laurentina, oder auch Ardeatina genannt, von ihrem Endpunkte dem alten Ardea, das nahe dem Meere in todähnlichem Schlafe liegt. Man steigt bis rechts die hochgelegene

Osteria Montagnola ragt, die selbst im heißesten Sommer ein angenehmes Ausflugsziel ist, da sie stets von kühlem Seewind bestrichen wird und zahlreiche schattige Lauben bietet. Die Aussicht von dem Garten ist überraschend schön; man hat einen Prachtblick auf Monte Gennaro, im Südwesten dräut über dem sich schlängelnden Tiber das Fort Ostia, man sieht die malerische neue Tiberbrücke und auf dem andern Ufer die letzten Ausläufer der Monte Verde-Hügel. Dem Meere zu verliert sich der Blick in das Gebiet der alten Hafenstädte Portus und Ostia. Im Südosten tauchen die Albanerberge mit den „Castelli Romani" auf. Auch die Nordseite des mit Kaktus und Wein umsäumten Gartens ist aussichtsreich. Über dem Turm des Paulsdoms, dessen Krone einem luftigen Säulentempel gleicht, wird S. Maria Maggiore, der Lateransdom und der Sorakte sichtbar. —

Nachdem wir rechts die rosarote Osteria dei Cacciatori passiert haben, gelangen wir in einsames, kahles Hügelland, auf dessen welliger Höhe ein schöner Rundblick sich bietet, in welchem auch Rom vertreten ist. Und noch einsamer, stiller, wüstenähnlicher wird das Hügelgebuckel, bis vor uns im Tale eingebettet eine Waldoase sichtbar wird, deren hohe Bäume sich schützend wie eine Boa um eine größere Häusergruppe legen. Der Eindruck, den diese Baumprachtinsel im grünen Steppenmeer macht, ist unbeschreiblich. Auf Meilen hinaus findet man ja keinen Wald, keinen Hain, kein Gebüsch mehr. Und der Eindruck erhöht sich, wenn man weiß, daß Menschenhand in rastlosem Schaffen diese üppige Vegetation der Öde abgerungen, um den Umwohnern ein Beispiel zu geben, wie Fleiß und Beharrlichkeit selbst der

Malaria, die jahrhundertlang das seewärts gelegene Gebiet der Provinz Rom verheerte, Trotz bieten konnten. Als Hauptmittel in diesem Kampfe benutzten die Mönche, welche hier sich so tapfer angesiedelt, den Eukalyptusbaum, der wegen seines schnellen Wachstums den Boden austrocknet und mit seinem reichen Blätterschmuck die Luft reinigen sollte. Das war ja auch der Grund, weshalb später alle Eisenbahnstationen und Forts in der Campagna mit diesen Bäumen umrahmt wurden. Aber der Erfolg blieb doch aus, es gelang zwar, das vor uns liegende Eukalyptusgebiet fruchtbar zu machen, aber da es vereinzelt blieb, konnte es die Malaria nicht ganz bannen, da, wie man jetzt weiß, dieses Fieber nicht durch die schlechte Luft, sondern durch die Malariazanzaren erzeugt wird. Sind wir jetzt auch besser belehrt, so nimmt darum unsere Achtung vor den Mönchen nicht ab, auch nicht, wenn sie noch immer fortfahren, das Öl ihrer Eukalyptusbäume zum sogenannten Eukalyptusliqueur zu verarbeiten, und als unfehlbares Mittel gegen das Fieber zu verkaufen, gebührt ihnen doch der Dank aller Landschaftsfreunde, weil sie diese idyllische Oase, diese weihevolle und poetische Stätte des Friedens geschaffen, die niemand ohne Rührung betritt.

Tre Fontane heißt die Ansiedlung, weil nach der Sage hier das Haupt des Paulus niederfiel, und drei Quellen entspringen ließ, die schon im frühesten Mittelalter heilige Verehrung genossen.

Durch eine Allee von Eukalyptusbäumen, unter die auch vereinzelt Cypressen und Akazien gemischt sind, kommt man zu einem alten Torbau und durch ihn in einen wundervoll gepflegten Garten, in dem hie und da einige fromme Trappisten umherwandeln. Die sel-

tensten Blumen, Blattpflanzen und Zierbäume sind hier zu schauen, und Kaktusschlangen von erstaunlicher Höhe und Dicke. Schade, daß die Pracht ringsum durch moderne Heiligenstatuen, Fabrikware scheußlichster Art, verschimpft ist. Geradeaus kommt man zur größten der drei Kirchen, welche zur Abtei gehören, San Vincenzo ed Anastasio geheißen, die eine der ältesten Formen der christlichen Kirchen, die der Pfeilerbasiliken, darstellt. Sie ist ganz kahl, weiß getüncht und leer. Ein einfaches Holzdach deckt sie. Sie macht in dieser großen, stillen Leere einen feierlichen Eindruck, zumal der lichte Altar geheimnisvoll, mystisch aus der dunklen Apsis hervorleuchtet. Rechts von dieser Kirche geht ein schnurgerader Gartenweg zur zweiten, zur Quellenkirche „San Paolo alle tre Fontane", die eigentlich mehr eine ausgereckte Querkapelle ist, eine Art Brunnenhalle, welche die drei nebeneinanderliegenden Quellen bedeckt. Im Eingange blitzen am Fußboden herrliche Mosaiken, die aus Ostia stammen. Nun kehren wir zum Vorgarten zurück und links in die dritte Kirche „Santa Maria Scala Coeli (Kirche der Himmelsleiter), so genannt, weil Sankt Bernhard, als er einst hier für das Seelenheil eines Verstorbenen betete, diesen auf einer Leiter zum Himmel steigen sah. Die Kirche ist ein kleiner Rundbau mit abscheulich blau gemalter Kuppel, deren Anblick man schleunigst draußen durch einen Blick zum Himmelsdom zu vergessen sucht.

Anstatt gleich zurückzukehren, ziehen wir nun neben Tre Fontane weiter auf der Via Laurentina, um, langsam steigend, die Waldpracht des hier aus achtzig verschiedenen Arten zusammengesetzten Eukalyptushains zu genießen, welche den meisten Reisenden

entgeht. Namentlich im Spätfrühling klingt es hier wie im Schubertschen Liede „Aufenthalt“, wenn auch hier „hoch in den Kronen wogend sich's regt“, und dazu der Sang der Lerchen, Finken und Meisen sich mit dem leisen Ton des Klosterglöckchens mischt. Die Luft ist rein und köstlich, und gegen die Goldglut des Ginsters erscheint der Himmel noch einmal so blau. Unglaublich, ja schwindelnd hoch, wachsen hier die Riesenbäume zum Himmel auf. Gespenstisch gleißen ihre oft rindenlosen Stämme, rubinengleich funkeln im Laubgrün die verwelkenden roten Blätter. Auch Riesenfarrenkraut belebt den Wald. Bei dem Wegwärterhaus gegenüber der Osteria tre Fontane senkt sich der Weg durch eine Tuffsteinschlucht. Bald hört der Wald auf, und wir sind wieder in einem Grashügelmeer, das um so stiller erscheint, je lauter das Leben des rauschenden Waldes war. Diesen einsamen Teil der Campagna kennen nur Fuhrleute, Jäger und Fuchsjagdreiter. Eben deshalb sollte man es nicht versäumen, nach dem Besuche der Abtei hier wenigstens bis zur nahen Brücke über den Fluß Cecchignola vorzudringen; denn so bequem wird dem eiligen Reisenden nirgendwo ein Einblick in den Einsamkeitszauber der Campagna geboten wie hier. Der Brücke gegenüber öffnet sich nach links ein breites Tal, in welchem man auf Feldwegen zu dem etwa fünf Kilometer entfernten Schloßgut Cecchignola, das herrliche Wasseranlagen besitzt, und weiter zur einsamen Straße des Divino Amore gelangt, die von der Via Appia Antica in der Nähe von Domine quo vadis abgeht. Doch empfiehlt sich dieser Spaziergang nur für kartenkundige Campagnapraktiker, die längere Zeit in Rom verweilen. Die andren lassen sich am besten mit dem

herrlichen Blick genügen, den man von der Brücke auf das Albanergebirge genießt, und kehren dann durch den Wald zur Abtei zurück. Wer die Steigung vermeiden will, nehme nun links die Straße, die zum Tiber führt und kehre auf diesem kleinen Umwege nach S. Paolo fuori le mura zurück.

Hat man, dort angekommen, noch Zeit, so schlage man rechts vom Turm die Straße „Sette Chiese“ (die von den sieben Hauptkirchen Roms [s. S. 157] so genannt ist) ein. Zunächst steigt man um den begrünten Tuffsteinklotz herum, der namentlich im Mai und Frühsommer ein wahrhaft homerisches Landschaftsbild stellt, das um so schöner wirkt, wenn im Goldginster die Nachtigallen schlagen. Links wird der Monte Testaccio und das Benediktinerkloster auf dem Aventin sichtbar. Dann verschwindet der sinkende Weg wieder zwischen Baumhecken. Wo er wieder steigt, starren neue ginstergekrönte Tuffsteinfelsen, gegen die sich des Himmels Blau leuchtend abhebt. Bald nimmt uns eine Tuffsteinschlucht auf, auf deren Bord Efeu und deutsche Eichen prangen. Nach ihr folgt eine Lichtung, die zur Rechten den Blick auf die öde Campagna und das Gehölz von Tre Fontane gewährt. Bald taucht auch das Albanergebirge auf. Nun passieren wir viele ummauerte oder hochumzäunte Villengärten. Nur ab und zu können wir rechts durch einige Lücken im Fluge einen Blick auf die Stadt und den Laterandom erhaschen. Rechts taucht ein noch in frischen Farben gleißender Schuppenbau auf, er bedeckt die Katakomben und die Basilika von Domitilla und Petronilla, fünf Minuten später schauen wir dort, wo der Weg sich senkt, den hinteren Eingang der Callistuskatakomben und die von Pinien überragten Kuppeltürme

der S. Sebastianskirche, über der in der Ferne der Mons Algidus auftaucht. Kurze Zeit darauf kommen wir auf die Via Appia Antica, und vielleicht noch gerade recht, um von dem Grabmal der Caecilia Metella aus den S. 160 geschilderten Blick vor Sonnenuntergang zu genießen.

Santa Sabba und Monte Testaccio.

Die Kirche Santa Sabba ist nur Donnerstags geöffnet.

Man erreicht sie am besten von der Via Appia Antica aus, dort, wo hinter dem Palatin die S. 10 genannte Verbindungsstraße nach dem Tor S. Paolo führt. In der Mitte dieses Wegs, der Via S. Prisca gegenüber, die den Aventin hinansteigt, zieht der Feldweg zur Kirche hinan, deren Loggienvorbau weithin sichtbar den Hügel krönt, sich scharf abhebend gegen den blauen Himmel. Der Weg ist malerisch, ringsum prangen Eukalyptusbäume und Obstbäume, links schauen wir eine malerische Torruine, welche dichter Efeu wie ein Hut bedeckt. Bald stehen wir vor dem tiefen Nischentor, an dessen Wänden die merkwürdige Inschrift prangt: „Ecclesia S. Sabae et Andreae apud cellam novam ubi olim domus et deinde oratorium Matris S. Gregorii P. P. ex qua domo Pia mater mittebat ad Clivum Scauri Filio scutellam leguminum.“ [Kirche des heiligen Sabas (Abt Sabas aus Kappadokien 588 †) und des heil. Andreas bei der neuen Zelle gelegen, wo einst das Haus und das Oratorium der Mutter (Silvia) des heiligen Papstes Gregor stand, und aus diesem Hause schickte die fromme Mutter

dem Sohne zum skaurischen Hügel (am Abhang des Caelius, wo jetzt die S. Gregoriokirche steht) täglich eine Schüssel Gemüse.] Im Vorgarten trifft man im Mai duftende Rosenpracht. Rechts geht es zum Klosterhof, dem dunkeln, traulich anheimelnden. Er ist dicht mit schattigen Ulmen besetzt, durch deren dunkles Laub die Sonne zitternde Kringel auf den Boden tropfen läßt. An den Wänden prangen blühende Apfelsinenbäume und schöne Ochsenaugen, und ringsum liegen antike Trümmer, Friese, Altarstücke, Säulenstücke und Kapitäle aus Serpentin.

Hat man diesen kühlen, schattigen Hof, der wegen seiner friedlichen Stille von Beschaulichkeit liebenden Damen aufgesucht wird, und die Kirche, die von dem Collegium Germanicum, ihrem Besitzer, mit großen Geldopfern völlig und streng in den alten Formen restauriert wurde, bewundert, so wirkt der Aufstieg zur lichten Loggia doppelt schön; denn die Aussicht, die sich hier bietet, ist von entzückendstem Reiz. Links erblickt man den Testaccio und das neue Stadtviertel, das sich um ihn herumgebaut hat, dann den Aventin mit dem Benediktinerkloster, die Spitze der Peterskirche, und den Monte Mario. Dann im Vordergrunde Santa Prisca, das Kapitol und den Palatin und die hohe Innenwand des Kolosseums, die man von keinem entfernteren Punkte der Umgebung je in ähnlicher Schönheit schaut. Rechts aber endet der Blick mit dem grünen Hügel nördlich der Caracallathermen, auf dem die alte Kirche S. Balbina ragt.

Um zum

Monte Testaccio

zu gelangen, schreite man, wieder auf dem Viale di Porta S. Paolo angekommen, tiberwärts, halte sich

aber dort, wo der große Rest der alten Servianischen Mauer aufragt, zur Rechten und gehe immer geradeaus über die Trambahngeleise der Via delle Marmorate in die Via Galvani hinein. (Wer den Monte Testaccio allein besuchen will, erreicht ihn am leichtesten, wenn er auf der Piazza Venezia die elektrische Bahn nach S. Paolo nimmt und an der Via Galvani aussteigt.)

Am Ende dieser Straße bringt uns ein Fußweg den Wiesenhügel hinauf. Dessen höchste Spitze schmückt ein Holzkreuz, das an schönen Tagen lebende Figuren zu tragen pflegt. Straßenjungen sind's, die der übrigens abwesenden Polizei zum Trotz hinaufgeklettert sind, um mit der an langer Rute und Schnur befestigten Angel die die Höhe umkreisenden Schwalben zu fangen. Uns steigt bei diesem Anblick der Unmut auf, aber wir dürfen ihn nicht äußern; denn erstens würden diese echten Söhne Roms unser Mitleid für die Vögel nicht verstehen und zweitens unsere Proteste um so übler aufnehmen, als sie unsern störenden Bergausflug schon nur ingrimmig dulden.

Das Steigen auf dem leuchtenden Grün ist ein Genuß; denn, da der alte Testacciohügel, über dessen Ursprung verschiedene Gelehrte noch nicht ganz klar sind, frei liegt, so haben wir die Illusion, als befänden wir uns vom blauesten Äther umflossen, auf der Spitze eines hohen Berges. Von Zeit zu Zeit fällt unser bewundernder Blick zur Linken auf die Cypressen- und Pinienpracht des protestantischen Kirchhofs, aus dem die malerische romantische Kapelle unseres Landsmanns Holzinger mit ihrem lieblichen Rot und Weiß hervorlugt, und weiter auf die Innennischen der altehrwürdigen Stadtmauer. Andere junge Römer sehen wir, die in der Frühlingsbrise — und hier oben

geht die Luft wirklich frisch und rein — Drachen steigen lassen. Fremde aber sehen wir nicht, das Gros der Touristen fährt ja ahnungslos mit dem elektrischen Tram an der Testacciopracht vorbei nach S. Paolo fuori le Mura. Nun sind wir oben, in Licht gebadet, geblendet von dieser goldenen Flut. Nach Augenblicken erst begreifen wir, wo wir sind, und welch köstliche Augenweide dieser Platz uns gewährt. Vor uns im Westen winken die Ausläufer des Janiculus, die unter dem Namen Monteverde bekannt sind. Auf ihrem grünen Kleid huschen die Schatten, die ihre Buckel und Furchen schaffen. Unter uns sehen wir die rotgelben Bauten der riesigen Schlachthausanlage mit den reinlich gehürdeten Höfen, wo Hunderte von Rindern, ihres Schicksals vielleicht bewußt, über die Philosophie des Daseins grübeln. Nun folgt der Bahnhof Trastevere, und über ihm die Villa Savorelli, die wie mit Goldplatten belegt scheint, die um so mehr leuchten, als ihre Lorbeerbasis dunkel dräut. Von der nahen spanischen Akademie aus auf Pietro in Montorio überfliegen wir den Janiculus bis zur Peterskuppel, die nur halb hervorragt, steigen dann auf den Monte Mario, den Vorposten der etrurischen Berge, deren Gros sich aus duftiger Ferne bläulich bemerkbar macht, und erreichen drauf, im Kreise uns drehend, das grüne, krause Gewoge der Villa Borghese und den Pincio mit der doppelt getürmten Villa Medici, neben denen der Sorakte sein Struwelpeterhaupt erhebt. Nun drängt sich uns fast protzig vom nahen Aventin das Sankt Anselmokloster der Benediktiner auf. Dieser funkelnagelneue martialische Bau, so schön er auch ist, will uns heute nicht gefallen. Er paßt nicht zum stillen Frieden des Benediktinerordens, dem die Menschheit

so viel verdankt. Maria Laach, Subiaco, Montecassino, das sind die Klöster, die für die Söhne des heiligen Benedikt passen, nicht aber dieses hier, der einer pschütten Burg eines Parvenus oder der trotzigen Verkörperung des angriffslustigen Katholizismus gleicht. Rechts daneben glüht das gelbe flammende Landhaus der Villa Mattei, der malerischsten und stimmungsvollsten Roms. Auch die Cypressen, welche die Villa Mill auf dem Palatin umrahmen, wollen beachtet sein, ebenso wie der Spitzturm von S. Maria Maggiore und das Statuenmeeting auf der Attika des Laterandoms. Im Vordergrunde meldet sich jetzt das idyllisch auf niedrigem Hügelgrün eingebettete Kloster San Sabba. Und hinter all diesen Schönheiten ragt die blaue Wand des Sabinergebirges mit ihrer trotzigen Hauptpyramide, dem Monte Gennaro, auf. Bei ganz klarer Luft schaut ihm auch der fast im Duft verschwimmende Monte Velino, der im Abruzzenland Wache hält, über die spitzen Schultern. Wir gleiten nun suchend über die Linien der sabinischen Berge bis zur Lücke, die bei Palestrina beginnt. Wie nur angedeutete, leise aufgetupfte graue Farbenflecke lugen die Volskerberge in diese Lücke hinein, dann folgt, einem Felseneiland vergleichbar, das Albanergebirge, an dessen Ufer das Meer der grünen Campagnaebene funkelt und brandet. Und hinter der Pyramide des Cestius, die von der Stadtmauer umklammert ist, ragt in der Ferne als rötliche Klippe in blaugrünem Wiesensee das Grab der Caecilia Metella. Rechts gleißt der Tiber, spannt sich die rotbraune Eisenbahnbrücke und funkelt im goldenen Mosaikschuppenpanzer die Fassade von San Paolo fuori le Mura. Am Rande des geheimnisvoll blinkenden Horizontes duckt sich das friedliche Trap-

pistenkloster Tre Fontane in sein Eukalyptusbett. Dann hört es auf. Das Landschaftsbild ist wie abgeschnitten, als begänne gleich hinter dem Eukalyptuswald das Meer, während sich doch die Campagnaniederung noch viele Miglien weit träumerisch bis zu den Dünen hinschleppt.

Nun schreiten wir über den Rücken des Hügels, wobei unser wißbegieriger Fuß jeden Augenblick gelbrötliche Tonscherben, meist konkave Bruchstücke von Amphoren, aufstöbert. Der Berg Testaccio ist ja nur eine Stätte, auf der die Alten Schutt abluden, einen Schutt, über welchen, wie schon gesagt, verschiedene Gelehrte noch streiten. Nach der neuesten Annahme lieferten die zerbrochenen Tonfässer, die Öl und Wein nach dem nahen Tiberhafen gebracht hatten, das Material, aus dem die Zeit den Testaccio allmählich aufgetürmt.

Wieder fällt unser Blick auf die klagenden Ochsen, die sich aus ihrem luftigen Gefängnis nach der Freiheit der Campagnawiese zurücksehnen; denn sie fühlen nicht den Beruf in sich, als „zoologisches Gartenvieh“ zu wirken.

Langsam kehren wir zurück. Die Landschaft im Osten und Westen erscheint uns wieder als eine Überraschung. Darin liegt ja Roms geheimste Anziehungskraft, daß es auch dem, der sein ganzes Leben dort zubrachte, täglich immer wieder neu erscheint. Und wieder versenken wir uns in dieses einzige Panorama.

Dem muß ein Stein statt des Herzens im Busen liegen, der hier nicht weihevolle Andacht empfindet und mit jedem Atemzuge, ja mit allen Poren Schönheit, ewige und ewig lebensvolle Schönheit einsaugt,

die ihn auch im nordischen Nebel in der Erinnerung noch erquickt und erhebt über die Kleinlichkeit des täglichen Lebens. Und nun kommt Staffage in diese Wonnepoesie. Schlanke junge Mädchen in funkelndem blauen und roten Gewande, mit Blumen bekränzt, sie, die sich selbst in der Schönheit ihres rotbraunen Antlitzes wie wandelnde Blumen abheben gegen das flimmernde Wiesengrün — ziehen tänzelnd, schäkernd und singend den Berg hinauf. Wie die Purpurrosen leuchten in ihrem rabenschwarzen Haar! Ist denn kein Maler da, um diesen Sylphidentanz festzuhalten?

Jetzt erst entdecke ich auch die impertinent weiß, gold und rot schimmernden flachbedeckten Häuser des Volksquartiers zu Füßen des Berges. Wie ihr Glanz trügt! Welcher Kontrast zwischen dem von der Sonne verschönten Äußern und dem Elend, das im Innern grinst! Und der Zeiten gedenken wir, als auch hier im Anfange alles wüst und leer war, und sich zwischen Aventin, der Cestiuspyramide und dem Scherbenberge eine öde Wiese hinzog, die nur einmal im Jahre festliches Leben zeigte — zur Karnevalszeit. Vom frühen Mittelalter bis zur Renaissance war diese Wiese der Haupttummelplatz des römischen Karnevalstreibens, die letzte Stätte, wo sich noch das mühsam unterdrückte Heidentum regen konnte. Am ersten Karnevalssonntage zog Roms Volk und Senat unter den dumpfen Festklängen der Glocke des Kapitols in feierlicher, prunk- und pompreicher Prozession hierher, oft auch begleitet vom Papste, der hoch zu Roß erschien. Eine ganze Wagenburg sammelte sich, die Honoratioren gingen in die für sie errichteten Tribünen, während auf dem Scherbenberge wütende Stiere an den Fesseln zerrten, die sie festhielten.

Das Kampfspiel*) beginnt. Die hundertundvier Wettkämpfer, welche Roms Stadtteile (die „rioni") als die besten einzeln ausgewählt, schreiten in die Arena. Vom Berge rollt ein mit rotem Tuch bekleideter Karren, darinnen ein wohl frisiertes Schwein grunzt. Die „giocatori" stürzen sich auf das verzweifelte Borstenvieh, da aber erscheint ein Stier, der toll vor Wut den Berg heruntergerast ist, und stürzt sich auf Schwein und Karren, die Fechter ihm entgegen und töten ihn. Und wohl sechs- bis zehnmal erneuert sich das blutige Schauspiel. Dann wird die Arena gesäubert und zum Rennplatz gewandelt. Sind auch die Pferderennen vorüber, und die Preise verteilt, so kommt die Nummer, welche das Maskenvolk am höchsten schätzt: der Wettlauf der nackten Juden. Aber oft genug genügte auch diese Nummer dem rasenden Mob nicht, oft auch wurde der altersschwächste Hebräer (il più decrepito) aus dem Ghetto geholt, nackt in ein mit Nägeln gespicktes Faß gesteckt und den Berg hinuntergerollt, an dessen Füßen ihn die klagenden Glaubensgenossen erwarteten, — um ihn zu bestatten. Und doch mußten die Juden, die man so abscheulich mißhandelte, die Gelder für das „Fest" aufbringen. Elfhundert Goldgulden betrug der Tribut, den sie jährlich zahlen mußten. Robert I. von Neapel erhöhte ihn 1334 noch um dreißig Goldgulden — in Erinnerung an die dreißig Silberlinge des Judas, wie er spöttisch sagte.

Doch hinweg mit diesen Bildern aus einer häßlichen Vergangenheit. Werfen wir noch einen Blick auf die sonnige Frühlingspracht ringsumher und steigen wir dann hinunter zu den Grotten des Testaccio, um dort „Sonne aus zweiter Hand", in Rebenblut ge-

*) S. Filippo Clementi, „Il Carnevale Romano".

wandelte Sonne zu schlürfen, allen Antialkoholisten und Kostverächtern zum Trutz; denn was Goethe in seinen „Römischen Elegien“ von der Liebe sagt:

„Eine Welt zwar bist du, o Rom, doch ohne die Liebe
Wäre die Welt nicht die Welt, wäre denn Rom auch nicht Rom“ —

das gilt auch vom römischen Wein, den man freilich in den Hotels nicht kennen lernt.

Auch die Osterien haben ihre Schicksale. Die Grotten des Testaccio, in denen der Wein sich so frisch und duftig erhält, werden nicht mehr so intensiv besucht wie ehedem, weil der Tram die durstige Bevölkerung bequemer vor die Tore bringt. Und dem ist gut so; denn so stellen die Kneipen am Scherbenberge noch stille Oasen dar, wo sinnige Gemüter in poetischer Umgebung meditieren und geruhsam pokulieren können.

Nach dem Abstieg ziehen wir rechts an den Fassaden der lang gestreckten Keller vorüber, die sich tief in den Bauch des Berges hineingraben. Ihnen ist eine Terrasse vorgebaut, auf der allerlei Zierpflanzen, auch Palmen in rot bemalten Amphoren blühen. Dann kommen wir zu einer rosafarbenen Schenke „Osteria del Cocchio“ geheißen, die eine schattige Laube eignet. Wir aber durchschreiten sie, da wir den Ausblick auf den poetischen Friedhof nicht missen wollen und lassen uns einen Tisch auf den Vorplatz stellen, wo eine Gruppe von Platanen und Akazien grünt. Wie die Stille hier wohltut! Stimmungsvoll wirkt auch die Osteria, ihre Hallen und Terrassen. Und im Geiste gedenken wir der vielen, vielen Landsleute, die vor uns schon an dieser Stätte geträumt und geschwärmt —

„Ich weiß nicht, was da noch werden soll?
Schon dämmert's im feuchten Grunde,
Die Fledermaus macht ahnungsvoll
Um den alten Stadtwall die Runde.
Am Scherbenberg wird's öd und still,
Ich glaub', die alte Wirtin will
Bereits die Schenke verschließen.

Ein Käuzlein hör' ich drüben schrein,
Wo die Grabcypressen traueren,
Campagnanebel ziehn herein,
Verhüllt stehn Tor und Maueren,
Es wogt und wallt, wie ein Geisterchor
Von Cestius' Pyramide her,
Was mögen die Geister wollen?" —
(Scheffel, „Trompeter".)

Wir brechen auf. Der Wirtin freundlicher Sohn reicht uns Rosen zum Abschied.

Vor Bahnhof Trastevere.

(Die Osterien der Monteverde-Hügel.)

Dieser Ausflug eignet sich besonders an Sonntagsnachmittagen zum Studium des Volkslebens. Die bequemste Art, um diese kleine, aber landschaftlich höchst lohnende Tour zu machen, ist die Fahrt mit der elektrischen Tram von Piazza Venezia bis Bahnhof Trastevere.

Wer die Hügel von Monteverde und den Ausblick, den sie bieten, zum Finale einer sich von Genuß zu Genuß steigernden Wanderung machen will, die zu-

dem auch den Vorzug hat, den meisten Romtouristen unbekannt zu sein, wähle die im folgenden beschriebene Zickzackroute, die noch niemand bereute, der sie auf die Empfehlung des Verfassers hin zog.

Man beginnt an dem Palazzo Venezia. Hier ersucht man den Pförtner um Einlaß in den malerischen Hof und gehe dann zur Piazza Gesù. Von dort links die Via Aracoeli dem Kapitol zu bis zur ersten Querstraße rechts der Via delle botteghe scure (die Straße der dunklen Ladengewölbe). Man folge dieser, bis links die Via Funari (die Straße der Seiler) abgeht. Die ganze Straßenfront zur Rechten ist von zwei Palästen eingenommen, die zusammengewachsen scheinen, zuerst kommt der Palazzo des großen Fürstengeschlechts Caetani, dessen Haupt jetzt Herzog von Sermoneta heißt, und dann der Palazzo Mattei. Die große, ernste Masse der Palastwände ist ab und zu von schönen, blumenumrahmten Fenstern belebt. Wir halten, ehe wir rechts um die Ecke des Palazzo biegen, einen Augenblick inne; denn das Straßenbild, das wir nun schauen, hat sich seit Jahrhunderten nicht geändert: so war Rom im Mittelalter. Dann gehen wir durch das Portal des Palazzos, melden uns beim Pförtner und treten in den Hof, in welchem, wenn das zu sagen erlaubt ist, uns eine ähnliche Stimmung umfängt, wie in den romantischen Höfen alter Ritterburgen. Hier stehen wir vielleicht im schönsten Schloßhof, den Rom aufzuweisen hat. Der Blick auf die büstenverzierte Loggia des ersten Stocks, auf die Palastwände, die mit unzähligen antiken Sarkophagreliefs tapeziert sind, die düstere Stille des Orts, die graubraune Altersfarbe der Wände haben einen derartig imponierenden Ausdruck des feierlichsten: „Es

war einmal"-Märchenzaubers, daß auch Verstandesmenschen sich ergriffen fühlen. Und steigt man erst die mit den herrlichsten antiken Skulpturen und in den Gewölben mit den heitersten Stuckreliefs geschmückte Treppe hinauf bis zur Loggia, so mischt sich in das stets sich steigernde Entzücken die Bewunderung ob des Kunstsinns der römischen Großen, die solch einen Fürstensitz geschaffen. —

Weiter! Vom Palazzo aus rechts. Auch die Höfe der beiden folgenden Häuser sind sehenswert mit ihren Säulenhallen, Loggien und Freitreppen, die jeden Maler in Ekstase versetzen.

Auf dem Platze selbst erschauen wir den berühmten Schildkrötenbrunnen (Fontana delle tartarughe), der an Leichtigkeit der Komposition und des Aufbaus in Rom keinen Rivalen hat. Rechts in der Ecke ragt der berühmte Palazzo Costajuti, der wegen seiner Fresken sehenswert ist. Dann kommen wir dem Brunnen gegenüber durch ein schmales Gäßlein, das fast nur von Juden bewohnt ist, auf einen verwahrlosten, weiten und leeren Platz: die Stätte des alten Ghetto. Vor uns haben wir das bunteste, aber auch wenig reinliche Marktgewimmel, unter Riesenschirmen von vier bis fünf Meter Umfang sitzen Höker und Hökerinnen, die das seltsamste Mischmasch von Früchten und Leckerbissen feilbieten. Ein Blick auf die Rückwand des Platzes zeigt uns manches antike Tempelfragment mit Inschriften bedeckt, das in die Wände der schmierigen Häuser eingeflickt ist. In der Ecke, dem Kapitol zu, sehen wir den Rest des Portikus der Octavia. Wir durchqueren den Platz in der Richtung, in der wir gekommen, hüten uns aber, der laut bettelnden Kinderschar einen Soldo zu geben; denn sonst

werden wir die Geister, die wir riefen, nicht los, und zu Dutzenden umheult uns die schmutzige Schwefelbande. Im Vordergrunde erblickt man die alte Synagoge und rechts davon, etwas versteckt, den berühmten Palazzo Cenci, der uns an das Bild in der Galleria Barberini erinnert, das die unglückliche Beatrice Cenci verewigt. Auf dem kleinen düstern Burgplatz liegt auch die berühmte Artischocken-Osteria des „Vater Abraham", in welcher im Frühjahr allabendlich der Artischocken-Karneval (die .sogenannte carciofolata) stattfindet.

Wir kehren zurück und schreiten an der neuen Synagoge vorbei zur Brücke quattro Capi, so genannt nach den vierköpfigen Hermen, die an ihrem Eingang stehen, und über sie zur Insel des Äskulap, zur „Tiberinsel", deren Name lange Zeit nur eine Ironie war. Jetzt ragt hier an Stelle des Äskulaptempels ein Tempel des Apostels Bartholomäus, der hier und merkwürdigerweise auch in Benevent begraben ist. Am andren Ufer angekommen, wenden wir uns links und genießen auf dem schönen Quai die prächtigsten Ausblicke auf das Kapitol, auf die deutsche Botschaft, das deutsche archäologische Institut und auf den Aventin, dessen steile hochragende Kuppe mit Cypressen, Pinien, Kirchen, Palästen geschmückt ist. Bald kommen wir, rechts an der unermeßlichen Flucht des S. Michaelhospizes vorbei zum Hafen Ripa Grande, wo die Seeschiffe halten, die den Wein aus Sizilien bringen, und die wenigen Dampfer ankern, welche den Verkehr zur Tibermündung aufrecht erhalten.

Es folgt die Porta Portese, die verkehrreiche. Vor ihr betritt man rechts neben der malerischen

Osteria die Via dei Cordari, so genannt nach den vielen Seilern, die wir hier inmitten ihrer „rückschrittlichen“ Arbeit bewundern können. Man folgt der Stadtmauer. Der Weg bietet schöne Ausblicke auf den Janiculus. Bald gelangt man zum breiten Viale del Re, und zur Linken, stets den Geleisen folgend, zum

Bahnhof Trastevere.

Im Hintergrunde auf der Höhe winkt eine Fahne. Sie weist das nächste Ziel. Man geht immer geradeaus, an der Mauer des Bahnhofs vorbei, bis ein von zwei Stangen getragenes Schild sichtbar wird, das als Tor zu einem Fußpfad dient und die Aufschrift zeigt „Osteria del gran Panorama. Montagnola dei due pini“ (Hügel zu den zwei Fichten). Es steht zwar nur noch eine. Man steigt mit der Illusion hinan, mitten im einsamsten Gebirge zu sein, meilenweit von Rom entfernt, bis wir zu der Fahne und zu der von ihr geschmückten Brüstung kommen, die den ersten Ausblick bietet. Dann schreiten wir auf dem Rasenplateau weiter bis zur Osteria, die einst ein Winzerhaus war. Zahlreiche Tische auf dem Vorplatz zeugen von Massenbesuch, sie sind zwar ebenso wie die Bänke ländlich schändlich — aber der Wein, den man hier findet, geht an — und für die Aussicht kann man auch ein bißchen unbequeme Sitzgelegenheit mit in den Kauf nehmen.

Der Platz stellt eine nach Osten und Süden zugleich geöffnete Kuppe dar, dabei ist der Blick auf die südliche Campagna weiter, als ihn irgend ein andrer Aussichtspunkt des Janiculus bietet. Malerisch belebt ist das Panorama auch dadurch, daß wir dem von der Eisenbahnbrücke überspannten Tiber näher sind,

der bei der goldstrotzenden Fassade von S. Paolo fuori einen See bildet. Von hier aus gesehen wirkt auch die Eukalyptusoase der Abtei Tre Fontane malerisch, malerisch auch die endlose Campagnaebene, die sich rechts von ihr hinzieht. Dieses Stück Campagna, dieses reich bewegte Hügelmeer im Vordergrunde, in welchem Turmschiffen gleich gleißende Landhäuser schwimmen, wird auch dem gefallen, der auf der Reise nach Rom die Campagna zwischen Civitavecchia und Galera nur als sumpfige öde Steppe kennen gelernt hat. Und nun der Blick nach Osten und Nordosten: die Schlachthausanlage, der langgestreckte grüne Rücken des Monte Testaccio, dahinter Santa Sabba, das Albaner-, das Sabinergebirge, das gelbe Häusermeer der Stadt! Doch wozu beschreiben! Man sehe selbst, man bewundere selbst!

Nachdem der populus von Trastevere seinen Nachmittagsschlaf beendet hat, zieht er in hellen Scharen zu unserer Osteria herauf, bald kommt auch die Zunft der Bänkelsänger und Mandolinen-, Flöten- und Geigenspieler, selbst der Baßgeigenkünstler fehlt nicht, der in den Pausen, den Kindern zu Liebe, auch als Tierstimmenimitator fungiert. Und nun hebt ein fröhliches Schmausen an; denn das ist dem Römer bei jedem Ausfluge die Hauptsache, über der er freilich, wenn er erst die solide Grundlage geschaffen hat, das biedere Zechen nicht vergißt.

Wer Abwechslung — auch in der Landschaft liebt — ziehe, nachdem er einige Zeit hier oben verweilt hat, wieder zur Ebene zurück, und pilgere eine Viertelstunde weiter zur

Osteria del Monteverde.

Hier versammelt sich das feinere oder feiner sein wollende Bürgertum; denn diese Schenke ist auch Wagen zugänglich, und der Römer, der sich's eben leisten kann, geht nicht gern zu Fuß. Der Weg geht an der Bahnhofsmauer, etwas holperig zwar, entlang, bis zu der Stelle, wo links der Fahrweg die Eisenbahn überbrückt. Rechts gegenüber steht ein größeres Anwesen, dessen Tor die Nummern 5 und 6 zeigt. Wir sind am Ziel und treten ein. Gleich rechts hinter dem Tor bemerkt man einen tennenartigen Sandplatz, der für das Bocciaspiel reserviert ist, dann kommen wir auf einen großen Hof, der mit Laub- und Rohrhütten eingefaßt ist, und links hinauf zur Terrassenbrüstung. Es sitzt sich gut hier, hoch über der Straßenschlucht, und die Aussicht, die uns hier grüßt, verdient zwei Baedekersterne. Es ist die gleiche, die auch die vorige bot, aber doch wie verschieden, da das ganze Panorama, das uns intimer näher gerückt erscheint, unter einem andren Gesichtswinkel gesehen wird. Links prunkt trotzig das Kastellkloster der Benediktiner auf dem Aventin, die Villa Mattei auf dem Caelius entsendet goldenen Schein, der Monte Gennaro zeigt seine blaue Zipfelmütze, und geradeaus tanzen die „Puppen“ auf dem Laterandom. Weiterhin bemerkt man die Lücke, die zwischen Palestrina am Rande der Sabinerberge und Colonna am Rande der Albanerberge klafft, der Hain der Egeria blinzelt uns einladend an, und über der Baumpracht von Aqua Santa an der appischen Straße und dem Eukalyptusregiment vom Fort Centocelle, das in Parade aufgestellt ist, kokettiert Frascati in Rosatoilette, um den Preis der Farbenpracht wett-

eifernd mit den andren „Schlössern“ (Castelli) des Albanergebirges: Marino, Rocca di Papa, Grottaferrata, die unter dem baumbekrönten Haupte des mons Albanus liegen.

Wer dieselbe Landschaft noch von andrem Winkel und in andrer Gruppierung schauen will, gehe rechts vom Tor den links und rechts vom üppigsten Blumenflor umsäumten Hohlweg einige Minuten weiter, bis er an der Vigna Pellegrini eine Osteria findet, die im Garten ein zum Regenschirm gewandelter Baum ziert. Wer von hier aus das Panorama betrachtet, wird mit den in Rom Ansässigen bekennen müssen, daß bei der unglaublich klaren Luft Roms, die es seiner günstigen Lage zwischen Gebirge und Meer verdankt, und bei dem Spiel des intensiven Lichts, das beständig wechselnde Beleuchtungseffekte erzielt, auch das dutzendmal schon Gesehene immer neu und reizvoll wirkt. Und wenn nun erst im Frühling der Himmel von leichten Cirruswölkchen bedeckt ist, und der blutrote Horizont im Westen seine Reflexe gen Himmel wirft, und so die rosig erglühenden Wölklein von violetten und purpurnen Strahlen getroffen werden, dann hebt ein Farbenspuk an, den zu malen in Rom nur wenigen, wie Pio Joris, Franz Aerni und dem „Farbenseher“ Julius von Hofmann u. s. w., gelingen dürfte.

Von Porta Cavelleggieri nach Porta San Pancrazio.

(Im Rücken des Janiculus.)

Dieser Ausflug, so lohnend er, namentlich nach der malerischen Seite ist, ist in weiteren Touristenkreisen, und selbst bei vielen in Rom Ansässigen gänzlich unbekannt, während viele Campagnamaler, wie Aristide Sartorio und Max Roeder, sich gerade in diesem Teil der Campagna die schönsten Motive holten.

Ausgangspunkte für die Wagenfahrt; denn nur ganz rüstige Fußgänger können die ganze Tour machen, ist der Petersplatz, die Route folgende: Links durch die Kolonnaden in die Via Carretta und zur Porta Cavalleggieri, die ihren Namen von der Kaserne der „leichten Reiter" hat, die vor der Einführung der guardia nobile des Papstes Leibwache bildeten.

Wer bisher in Rom vergebens Volksleben, echt italienisches Volksleben gesucht hat, weil er nie aus den Hauptverkehrsadern herauskam, kommt jetzt auf seine Kosten. Vor dem Tor, etwa nur zweihundert Schritt vom Petersdom, glauben wir mitten auf dem Lande zu sein; wir sehen große Ausspannungen, Osterien mit Riesenhöfen, in denen es von Karren und Stellwagen wimmelt. Man glaubt sich in die eisenbahnlose Zeit unserer Großväter versetzt. Und schöne Namen zeigen diese Osterien: „Osterie des Blonden", „Osteria des Ministers", „Osteria der Froschhändlerin" (osteria della Ranocchiera), die als Spezialität frisch präparierte Froschschenkel, ein Lieblingsgericht der römischen Leckermäuler, feilbietet.

Eine berittene Carabinieripatrouille zeigt uns durch ihre bloße Gegenwart an, daß wir uns ohne jede

Brigantenfurcht ruhig in das unbekannte Hinterland wagen können. Rechts ragt die Breitseite der durch die Stadtmauern halb verdeckten Peterskirche in des Himmels strahlende Bläue hinauf mit der großen und einer kleinen Kuppel. Weiter rechts erscheint der luftige, gelbrote Turmpavillon, der die elektrische Kraftstation enthält, die mehr Licht in den Vatikan bringt. Noch weiter lugt das halbe Ei aus dem Eierbecherturm der vatikanischen Sternwarte hervor.

Wir steigen langsam hinan, sehen bei jedem Schritte reizende Bilder, Frauen, die ungeniert ihre Kinder säugen oder waidgerecht frisieren, Bettlerfamilien im behaglichsten dolce far niente, Landpfarrer, behäbig und würdig, in ländlicher Kalesche, Milchwagen mit kupfernen Kesseln, die aus den Campagnagütern kommen. Bald überschreiten wir die Eisenbahn nach Viterbo. Nach einigen Schritten senkt sich die Landstraße zu einer romantischen Mühlenosteria links, die an die Wasserleitung Paola angebaut ist, aus der die Springbrunnen auf dem Petersplatze gespeist werden. Mit Holzkohlen beladene Wagen halten hier und erzählen uns von der Poesie der glimmenden Meiler in den „macchie“ (Urwäldern der Küste). Am Gartenzaun beschneiden Gutsknechte die allzu üppig wuchernden Hecken. Sonderbare Gesellen; denn sie haben nicht nur die Oberschenkel, sondern auch die Arme und Schultern mit Schafpelz bedeckt, sonderbar sind auch ihre yatagangleichen Faschinenmesser, die sie ohne Scheide hinten am Rücken baumeln lassen. Ein trübselig Eselein trabt heran, das einen Hirten trägt. Seine schlechte Laune ist begreiflich; denn allzu schwer ist das hölzerne Tonnengewölbe, das man den römischen Grau- und Brauntieren überstülpt.

Nun geht es wieder zu der Höhe bis zu der rosarot gestrichenen Bretterbaracke „Osteria alla Cuccagna“ (Schlaraffenland). Beim Umwenden schaut man entzückt auf die Albanerberge, die von hier aus betrachtet, majestätischer, höher und kraftvoller erscheinen. Ihr tiefes Blau ist gehoben durch die dunkle Pinienpracht der Villa Doria Panfili. Geradeaus tritt ein Segment der Sabinerberge hervor, und unter uns taucht aus der im Kessel versunkenen Stadt die gelbrote Wucht des Quirinalpalastes auf.

Hundert Schritte weiter, bis hart an die Stelle, wo sich die Straße teilt. Hier trete man rechts. Unter uns sehen wir das herrliche Höllental (s. S. 92) mit seinen vielen Essen und dem spielend leicht sich über das Tal schwingenden Eisenbahnviadukt, rechts zeigen sich Teile der vatikanischen Gärten mit dem Turm Leos IV., an welchen sich der jetzige Leo sein Landhaus drum- und angebaut hat. Auch die vielfarbigen Winzerhäuser der monti Parióli sehen wir, und in weiter Ferne dahinter die mit ihren funkelnden Bergnestern gekrönten Spitzkegel von Monte Sant Angelo und Monte Celli, beide fast erdrückt von der Größe des Monte Gennaro. —

Der Weg vor uns links, die Via Aurelia, führt nach Civita Vecchia, der Weg rechts, die Via Boccea, zu dem Fort gleichen Namens. Diesen nehme man, und auf der Weiterfahrt lasse man sich nicht von dem malerischen Weg rechts abziehen, die „Lausgasse“ (Via Pidocchio) geheißen. Oben, auf gleicher Höhe mit dem Fort, sind wir auf einem gebietenden Plateau, das fast den ganzen Horizont beherrscht. Wer Sinn für Heidepoesie hat, wie sie Th. Storm beschreibt, wird sich schwerlich von hier trennen können. Kein

Laut stört uns, höchstens hier und da das Rascheln einer verschüchterten Eidechse. Man sieht nicht Baum noch Strauch, sondern nur grüne Wüste, einem Meer von Wogen vergleichbar, die in dem Augenblick erstarrt zu sein scheinen, als ein heftiger Sturm sie in die Flanken peitschte und so tiefe Querfurchen pflügte. Nur nach dem Monte Mario zieht sich eine kleine Pinienallee. Nach Norden zu bilden die im Halbkreis liegenden etrurischen Berge die Felsküste, an der sich das wellige Wüstenmeer bricht. Merkwürdig! Dieses feierliche Schweigen rings umher, es beklemmt, belastet, bedrängt nicht. Unwillkürlich überkommt den Betrachter die Stimmung des Liedes: „Das ist der Tag des Herrn.“ Und doch liegt andrerseits ein furchtbarer Ernst in dieser verhaltenen Ruhe. Vergessen wir doch nicht, daß wir auf vulkanischem Boden stehen. Handelt es sich um Ruhe vor dem Sturm? Werden die erloschen geglaubten Vulkane rings umher eines Tages wieder ihren Lava- und Schwefelspuk erneuern? Oder trauert die Landschaft in finsterem Grimm darüber, daß sie im Mittelalter durch die Gier der Barone und die Nachlässigkeit päpstlicher Nepoten zur einsamen Untätigkeit verurteilt wurde? Gedenkt sie der Tage des Glanzes zur römischen Kaiserzeit?

Die Straße stürzt sich steil hinunter, wir erblicken endlose grüne Hügel, und auf deren erstem eine Ansiedlung von zeltartigen, giebeldachförmigen Rohrhütten, elender Sklavenarbeiter elende Behausung.

Rund um Villa Doria Panfili.

Um zur Porta San Pancrazio zu gelangen, kehre man zur Straßengabelung zurück und nehme die Via Aurelia, folge dieser, bis links eine hohe Park-

mauer sichtbar wird. Man wähle die Straße links, die der Mauer folgt, auf der eine viergliedrige Reihe von Pinien thront. Dort, wo die Mauer einen rechten Winkel bildet, ragt über einem verschlossenen Tor eine Cypressengruppe, die an Boecklinsche Bilder erinnert. Bald kommen wir zu einer „vigna“ (Weinberg), deren offenes Tor einen Blick auf Südwesten bietet und in der Ferne einen langen Hügelrücken sehen läßt, der mit rot leuchtenden Turmlandhäusern besetzt ist, über dem sich die Campagna im blauen Duft der See zu langsam verliert. Ebenso schön ist das Panorama von der Villa Elvira aus. Hier kann man sich überzeugen, wie festlich römische Nutzgärten zur Frühlingszeit prangen. Wir sehen das sprossende Grün an Rebe und Strauch, Artischoken, keimende Bohnen und Erbsen, Finocchi, dazwischen rot flimmernde Pfirsich- und Mandelbäume, sowie Heumieten, die schon halb abgesäbelten riesigen „Baumkuchen“ gleichen, dann auch viele Hügel von einsamen Pinien gekrönt. Der Blumenflor aber in den Hecken und am Straßenrain ist unbeschreiblich schön. An dieser Stelle, welche die jagenden Vogelmörder selten betreten, gibt es auch noch Frühlingskonzert in den Lüften.

Bald verlassen wir den Rücken der Villa Doria Panfili und kommen links in einen steil abfallenden, kühl schattigen Hohlweg, der Via Nocetta heißt. Im Tale führt rechts die breite Straße zu einer Reihe von Landgütern und Ziegeleien. Wir aber ziehen geradeaus, rechts an einer Gerberei vorbei, und steigen hinan zu einer neuen Höhe, auf der rechts die Via della Casaletto abgeht. Der Ausblick vor uns in die Tiefe, die nun folgt, ist so überraschend, daß es uns wundert, ihn noch nicht im Bilde festgehalten getroffen zu haben.

Links begrenzen Tannen, rechts Häuser den Ausschnitt, vor uns liegt das von zwei Ziegeleiessen umrahmte Frascati, das auf einer funkelnden Wiese aufsitzt. Rechts und links von ihm grüßt die Campagna, die von einem duftigen blauen Gazeschleier bedeckt ist.

Die Straße wird jetzt belebter, man begegnet Infanteristen, die schwer bepackt zu den Außenforts ziehen, dann und wann auch einsamen Männern und Frauen, die Suppenkraut oder Salatsurrogate und Cichorie suchen. Ab und zu öffnet sich auch links ein Blick auf das Tannengrün und die Wiesen der schönen Villa. Links taucht bald die Kirche San Pancrazio auf, die für jeden erhöhtes Interesse hat, der Wisemans „Fabiola“ kennt. Rechts folgt ein gutgepflegter Wein- und Obstgarten dem andern. Dann kommen wir zum „großen Stiefel“ (Osteria dello Scarpone), der bei dem römischen Volke der unteren Schichten mit der Vorstellung des Pankrazischen Tors zusammenfällt, während die Gebildeteren bei diesem Tor stets an Garibaldi denken.

Kommen wir nämlich auf den Vorplatz, wo sich der Eingang zur Villa Doria Panfili befindet, so erblicken wir links an der Straßenmauer vor uns viele Inschriften und Nischen mit Büsten. Das ist die Mauer des historischen Landhauses Vascello, das von den heldischen Kämpfen erzählt, die Garibaldi im Jahre 1849 gegen General Oudinot bestand. Wer diese Epopöe kennt, kann nicht ungerührt an dieser Stätte verweilen. Am 9. Februar 1849 war die römische Republik erklärt worden; daraufhin sandten die Franzosen am 26. April ein Corps von 10000 Mann, das bei Civitavecchia landete und natürlich über die Vignen und Villen vor Porta Pancrazio rücken mußte, um sich von dort aus des

Rom beherrschenden Janiculus zu bemächtigen. Am 28. April erhielt Garibaldi, der außer seiner 1200 Mann starken Legion noch 1500 andre Mannschaften hatte, den ehrenvollen Auftrag, die ganze westliche Mauerzone der Stadt von Porta Portese bis Porta Cavalleggieri zu schützen. Am 30. April besetzten die Franzosen einen Teil der Villa Panfili, wurden aber zurückgeworfen. Den Tag nachher unterhandelte Oudinot über einen Waffenstillstand. Garibaldi war dagegen, aber Mazzini, der immer „den General spielen“ wollte, überstimmte ihn. Der Waffenstillstand sollte einen Monat dauern. Während Oudinot die Zeit ausnutzte, um Verstärkungen heranzuziehen, unterließen es die Römer, wie Garibaldi geraten hatte, die Positionen auf dem Janiculus zu befestigen; denn ihre Kommandanten wiegten sich in dem sicheren Glauben, daß die Pariser Republikaner nichts gegen ihre Brüder in der ewigen Stadt unternehmen würden. Zum Unglück war auch Garibaldi während des Waffenstillstandes nach dem Süden geschickt worden, um gegen die Neapolitaner zu fechten. Dazu kam, daß Oudinot die Römer hatte wissen lassen, er werde erst einige Tage nach Ablauf der Waffenruhe, und zwar am 4. Juni, angreifen. Statt dessen griff er aber in der Nacht vom zweiten auf den dritten heimlich an, da die feindliche Stellung vor Porta Pancrazio kaum gesichert war. Die Kunde von dem unvermuteten Angriff zeitigte in Rom große Verwirrung, die Verteidigungstruppen waren in der Stadt zerstreut. Garibaldi selber litt an den Folgen eines Sturzes, den er in dem Treffen von Velletri getan, zudem verbreitete sich die Unglücksnachricht nur langsam.*) Um fünf Uhr morgens war Garibaldi aber

*) Ermanno Loevinson, „Giuseppe Garibaldi e la sua legione nello Stato Romano 1848—49.

schon auf dem Janiculus, wenn auch nur mit einer Kohorte. Schon waren die Franzosen in der Villa Corsini eingebrochen, und nur das Vascello war noch in den Händen der Römer. Den ganzen Tag dauerte der Kampf, die Italiener gewannen mehrere Male das verlorene Terrain, sie machten im ganzen zehn Bajonettangriffe, aber die Übermacht war zu groß. Am Abend war die Situation dieselbe wie am Morgen. So blieben die Dinge bis zum 21. Juni, wo die Franzosen die ersten Breschen schossen. Am 30. Juni begannen sie zu stürmen. Garibaldi, dessen Tätigkeit durch Streit im eigenen Hauptquartier gelähmt war, geriet in Verzweiflung, und suchte im Kampfe vergebens den Tod. Es blieb ihm nichts andres übrig, als abzuziehen, da er nicht kapitulieren wollte. Am 2. Juli versammelte er seine Truppen auf dem Petersplatze, erklärte ihnen in einer feurigen Rede die Notwendigkeit des Abzugs und führte sie dann über das Forum zum Johannestor. Von dort begann sein epischer Rückzug bis zur Republik San Marino.... Der Traum der römischen Republik war ausgeträumt.

Wir ziehen weiter, vorbei an vielen Osterien, die „cucina assortita“ (wohlassortierte Küche) und „Tageseier“ anpreisen, und — genießen eine der schönsten Überraschungen; denn die Porta Pancrazio dient als Rahmen für das köstlichste Gemälde der Albanerberge. Wir gehen durch das Tor, halten uns rechts und steigen durch die Wiesen bis zur höchsten Stelle der Mauer, an welche angelehnt die

Osteria del Gran Panorama

steht. Sie bietet einen der lohnendsten Aussichtspunkte Roms, zumal von ihrem flachen Dache aus;

denn das Panorama ist nach Südwesten hin umfassender, als das, was man vom Garibaldidenkmal aus oder von Pietro in Montorio genießt. Schildern will ich diesen Genuß aller Genüsse nicht, sehen wir doch nach dem Urteil der meisten Maler die „klassischste Landschaft der Welt“. Wer hier, unbekümmert darum, ob ihn die Pflicht zur Table d'hote des Hotels ruft, bei gutem Wein und Vesperimbiß die letzten Stunden des Tages bis zum langsamen Versterben des Sonnenlichts und der rosigen Farbenpracht verträumt, wird einen ganz andren Eindruck erhalten, als den Zola in seinem Roman „Paris“ vom Pariser Sonnenuntergang empfing. Während er schildert, daß in Paris die sinkende Sonne die Flamme der Leidenschaften entzündet, bringt der römische Sonnenuntergang dem sinnigen Betrachter nur Frieden und Ruhe. Ein Gefühl lieblicher, weicher Geistesbehaglichkeit umfängt ihn, und aus Stadt und Campagna dringen Eindrücke auf ihn ein, wie er sie nie empfunden, sprechen geheimnisvolle Stimmen zu ihm, wie er sie nie gehört.

Das Landschaftsbild ist um so schöner, als links der stattliche langgestreckte Palast der Villa Savorelli auf einem Kissen von Steineichen, Agaven und Lorbeerbäumen goldig glühend aufragt, und gelbrote Reflexe auf den Vordergrund wirft, also wetteifernd mit der ebenfalls goldig strahlenden Villa Mattei, die im Osten vor uns liegt. Auch zur Rechten in der rötlich, grüngoldig flimmernden Luftschicht über der südöstlichen Campagna funkelt ein neues Glanzlicht, die Trommel des Caecilia Metellagrabes. Was aber das Wandelpanorama der Farbensymphonie auf den Albanerbergen anbetrifft, die jede Minute ihre Toilette wechseln, so ist es nur mit dem köstlichsten aller

Farbenschauspiele zu vergleichen, das man gegen Abend auf der Terrassenosteria am Castel dell' Ovo in Neapel genießt, wo man dem Vesuv gegenübersitzt, der als Verwandlungskünstler zunächst in grünem, dann blauem, und purpurrotem Sammetmantel prunkt, bis er aus Trauer um den Abschied der Sonne violette Halbtrauer anlegt, die zuletzt in die tiefe Trauer des nächtlichen Schwarz übergeht. . . .

Passeggiata Margherita.

(Abschied von Rom.)

An andrer Stelle*) habe ich darauf hingewiesen, daß die meisten Venedigpilger den Fehler machen, die Fahrt durch den Canal Grande zu tun, ehe sie die andren Sehenswürdigkeiten der Lagunenstadt gesehen. Ähnlich verhält es sich mit den Rompilgern, die sofort zu den Höhen des Janiculus ziehen, ehe sie sich in Rom und seiner Umgebung noch ordentlich umgeschaut haben; denn den echtesten Genuß gewährt der Besuch des Janiculus erst, wenn uns die Hauptschönheiten Roms und der Campagna vertraut geworden, dann schafft uns der Spaziergang die gedrängte Übersicht alles dessen, was wir bewundernd betrachtet, und was uns lieb geworden ist. So eignet er sich also zum Abschiedsbesuch von Rom.

Da die Reisebücher die einzelnen Schönheiten des Janiculus ausführlich behandeln, so könnte man sich mit den obigen Bemerkungen begnügen; doch kein

*) Siehe „Venedig als Kunststätte“ Verlag von Jul. Bard, Berlin

Reisebuch macht die Fremden darauf aufmerksam, daß der Genuß bei der Wanderung über den Janiculus erst dann vollkommen wird, wenn man sie nicht, wie gebräuchlich im Süden, also mit S. Pietro in Montorio, sondern im Norden, vom Petersplatze aus, beginnt.

Haben wir auf diesem Platze von dem Vatikanpalast, den Kolonnaden Berninis und dem Petersdom Abschied genommen, so gehen wir rückwärts durch Borgo San Michele bis Borgo San Spirito, wo rechts die Via Penitenzieri abgeht, die zu der unfertig gebliebenen Porta San Spirito führt, deren enthauptete Säulen trostlos aussehen. Zu unserer Linken liegt das Irrenhaus, rechts ragt eine hohe Bastion, welche die Gärten der Villa Barberini trägt und umschließt. Vor uns zieht sich die lange Straße Via Lungara dem Tiber entlang.

Nach einigen Schritten zieht rechts eine Allee, und links von ihr, neben dem alten Hause, das die Inschrift trägt „Stabilimento Ind. di Calzoni“ (Schuhfabrik), die Salita San Onofrio die Höhe hinauf. Letztere wählen wir, mag sie auch häßlich und ärmlich scheinen. Die ganze Straßenfront rechts ist von Wohltätigkeitsanstalten eingenommen (Hospitälern, Altersasylen u. s. w.), die zum Teil Stiftungen des fürstlichen Hauses Torlonia sind. Links folgen verwahrloste Häuser, deren Bewohner aber bei schönem Wetter Gelegenheit zum Studium des Volkslebens bieten.

Auf der Höhe ist die Salita (Steige) durch eine von einem Gittertor durchbrochene Mauer abgeschlossen. Wir treten durch und sehen uns vor einer Treppe, die zu einer Kirche mit Säulenhalle führt, die

aber nur halb erscheint, da der linke Winkel fehlt. Ehe wir diese dem heiligen Onofrio geweihte Kirche betreten, wenden wir uns um und sehen gerade in der Achse der Treppe die Kirche S. Gioacchino*) mit ihrer Aluminiumkuppel, zur Linken den Petersdom und zur Rechten im Vordergrunde hinter Cypressen die Engelsburg, und sich nach rechts im Halbkreis drehend, bemerkt man den weiß schimmernden Justizpalast, dann die Villa Medici, der die Baumpracht der borghesischen Gärten Relief gibt, den Monte Gennaro, dann einen Teil des römischen Häusermeers, den goldgelben Quirinalspalast und Frascati mit den Albanerbergen. Geht man nun links von dem Kirchenportal an die Brüstung, so verschiebt und erweitert sich das Landschaftsbild, namentlich tritt die zweigetürmte Villa Medici mehr hervor, einem Felseneiland in grüner Meerflut vergleichbar, nach rechts, also im Süden, schweift das bewundernde Auge aber dem Janiculus entlang bis zur dreifachen Fontäne der Aqua Paola und dem stattlichen an den Ecken zweigiebligen Palast der spanischen Akademie.

Nun treten wir in die Vorhalle. Über dem Portal befinden sich einige Fresken, die vom heil. Hieronymus handeln. Rechts von ihm steckt in der Mauer eine marmorne Grabplatte mit dem Reliefbild von Forca Palena aus Sulmona, der die Gelder sammelte zum Bau dieser Kirche. Im rechten Teil des halben Säulenvierecks schauen wir in dem oberen Halbrund der Nischen neue Fresken, die von Domenichino, dem bekannten bolognesischen Maler, herrühren, der auch die Niluskirche in Grottaferrata schmückte. Sie schildern das Leben des heil. Hieronymus, der ebenfalls

*) S. S. 49.

hier verehrt wurde, da das Kloster zuerst den Hieronymiten, deren Orden jetzt erloschen ist, gehörte. Wir sehen die Taufe des Heiligen, die Scene, wo er in einer Vision vom Herrn des Himmels getadelt wird, weil er mehr Ciceronianer als Christ sei, und seine Versuchung in der Wüste. Der Säulengang endet mit einer kleinen Kapelle, über dem ein Fresko Rätsel aufgibt.

In der Kirche selbst zieht uns zunächst die Kapelle links an, weil Pius IX. sie zu einem Ruhmestempel für den von Goethe verherrlichten Tasso umgewandelt hat, gleichsam, als ob Tasso ein Heiliger gewesen. Die Hälfte der linken Wand der Kapelle nimmt eine Rieseninschrift ein, welche Pius' Tat verherrlicht, über ihr zeigt eine Freskenlunette Tasso auf dem Krankenbette. Auf der gegenüberliegenden Seite steht sein marmornes Standbild. Der ganze Raum ist reich polychrom ornamentiert. Nun ruft uns die Chornische der Kirche, sie schmückte der Erbauer der Villa Farnesina, Baldassare Peruzzi, mit schönen biblischen Fresken. Ein sonderbares Gefühl überschleicht den Besucher, wenn er zum Hauptaltar schreitet; denn er wandelt auf einem Pflaster von Grabsteinen, und sein Fuß hilft die Inschriften zerstören, welche das Lob der dort Begrabenen für die Ewigkeit singen sollten.

Nach dem Besuche der Kirche folgt der des Klosters, um Tassos Zelle zu schauen, die jetzt zu einem Tassomuseum umgewandelt ist. Wer Freund frühchristlicher Legenden ist, weil es ihn reizt, den Geist des frühen Mittelalters mit dem heutigen zu vergleichen, versäume es nachher nicht, auch den kleinen Klosterhof zu besuchen, auch schon aus dem Grunde, weil er so erfährt, wer S. Onofrio war,

dessen Name schon auf dem Monte Mario genannt wurde. Man gehe rechts von der Hoftüre, und von dort links im Viereck herum. Gleich rechts kündet eine Inschrift: „In diesen Bildern ist das Leben, der Tod, die Wunder des heiligen Honufrius, des Sohnes des Perserkönigs, geschildert, der sechsundsechzig Jahre lang, der Welt verborgen, in der großen ägyptischen Wüste lebte.“ — „Im Jubeljahr 1600. Restauriert 1682.“ — Der Bildercyklus beginnt ganz wie in einem Märchen von Grimm mit dem Vater des Helden, der um die Geburt eines Sohnes — und zwar in einer christlichen Kirche betet. Im zweiten Bilde rät ein Dämon, während der Wunsch des Königs erfüllt wird, — das deutet links die naive Kindbettscene an — den Neugeborenen zu verbrennen. Der König läßt sich auch vom Bösen umgarnen, aber es geschieht ein Wunder, das Kind fängt nicht Feuer, weshalb sein Vater in sich geht und es taufen läßt. Der Knabe kommt nun zu Klosterbrüdern in die Pflege, und erhält als Amme eine Hirschkuh. Als Honufrius herangewachsen ist, wird das Kind Jesu sein Spielkamerad, und beide beschenken sich gegenseitig mit Brot, woraus der Abt des Klosters ersieht, daß Honufrius ein Wunderkind sei. Er will ihn deshalb zum Superior machen, doch dieses Amt verträgt sich nicht mit seiner Jugend. Indes reift der Heilige zum Manne und wird Eremit. Er zieht zur Wüste, wo ihm zuerst eine flammende Säule, und dann der Eremit Hermeus begegnet, der ihn in seiner Liebe zur Wüste bestärkt. Honufrius, der ganz nackt ist, aber ein Kleid von Haaren erhält, lebt dreißig Jahre von dem täglichen Brote, das ihm ein Engel bringt, dann weitere dreißig Jahre lang von einer Palme, die ihm zur Nährmutter heranwuchs.

Außerdem reicht ihm ein Engel jeden Sonntag die heilige Kommunion. In dem folgenden Bilde taucht ein andrer Eremit, Paenutius, auf, der sich zuerst vor Honufrius erschreckt, weil er ihn für ein „mostro“ (Ungeheuer) oder „fiera“ (wildes Tier) hält, dann aber mit ihm bis zu seinem Tode zusammen lebt. Der Tod und die Bestattung durch Löwen, die das Grab höhlen, ist ausführlich geschildert. Nachher verdorrt die Palme, und die Quelle versiegt, so daß Paenutius fortziehen muß. Honufrius wird aber in Gestalt einer Taube gen Himmel getragen.

Nach diesem Untertauchen in die frühmittelalterliche Sagenwelt wirkt die Rückkehr ins Freie fast erfrischend. Die Sonne scheint fast noch einmal so hell, der Himmel noch einmal so blau. Wir gehen um das Kloster herum und treten an die Holzbrüstung, die den Fahrweg vom Abhang trennt. Entzückt haftet unser Blick unten in dem Garten des Palazzo Salviati (Kardinal, der 1574 den Bau für Heinrich III. von Frankreich errichtete), auf einer Riesenpinie von seltener Pracht und Formenschönheit. Jetzt bemerken wir auch unter den Palmen des Ziergartens Jünglinge in militärischer Uniform, die uns sagen, daß in dem einst für einen König bestimmten Heim jetzt Kadetten unterrichtet werden. Links von dem Gipfel der Pinie schauen wir nun den Turm des Kapitols und den sogenannten Turm des Nero, rechts aber Frascati, dessen rosiger Schimmer durch den Kontrast mit dem satten Grün noch schöner wirkt. Im Südwesten aber winkt der Palatin, und das Kloster Sant Anselmo, die Citadelle der aventinischen Klösterfestung. Weiter! Bei der nächsten Biegung, wo die Fahrstraße nach rechts sich windet, halt! Man schaut in neuem Glanze

die majestätische Peterskuppel, zu der eine Laubbrücke, aus jungen Pinien gebildet, vom Janiculus aus hinanzieht. Zur Linken ragt eine Art künstliche Grottenanlage, deren Stirnseite als Hauptschmuck einen weißen marmornen Sarkophag zeigt, der zur Blumenvase gewandelt wurde. Eine kleine Treppe führt zu einem erhöhten Plätzchen, auf dem hinter einer gesundheitstrotzenden, mächtigen deutschen Eiche ein Eichenkrüppel sichtbar wird, der Binden und Bandagen aus Stein und Teer trägt. Eine Inschrift meldet:

„S. P. Q. R.
„All' ombra di questa quercia
„Vicino ai sospirati allori e alla morte
Ripensava silenzioso Tasso
Le miserie sue tutte.
E Filippo Neri
Tra liete grida si faceva
Coi fanciulli fanciullo
Sapientemente.")* —

„Diese Lieblingsstelle Tassos erobert noch jetzt durch den herrlichsten Niederblick auf die ewige Stadt jedes Herz für das neue Jerusalem." So sagt G'sell-Fels in seinem trefflichen Rombuch mit Recht. Und der Wanderer, der hier an der vom Blitz zerschmetterten Eiche weilt, gedenkt des geisteskranken Dichters des „Befreiten Jerusalems", der kurz vor seinem Tode (1595) und vor der Dichterkrönung auf dem Kapitol Zuflucht fand bei den Mönchen von S. Onofrio, und

*) Im Schatten dieser Eiche überdachte Tasso, der dem längst erseufzten Lorbeer, aber auch dem Tode nahe war, schweigend all sein Elend. Und hier wandelte sich auch Philippus Neri in Gesellschaft von Kindern weise zum Kinde unter ihrem fröhlichen Lärm.

abends oft an diesen Platz ging, um träumerisch auf die ewige Stadt herunterzublicken. Wer aber die schöne Villa Mattei kennt, wird durch die gleichzeitige Erwähnung des Namens Filippo Neri an jene Laube erinnert, die den Blick auf die Thermen des Caracalla bietet, und die so oft den „humoristischen Heiligen" im Kreise seiner erwachsenen Schüler sah. Den belesenen Deutschen jedoch erinnert die Verknüpfung der Namen Tasso und Neri wieder an Goethe, der in seiner „Italienischen Reise" von beiden spricht.

Wir gehen um die Eichen herum zu einem kleinen bastiongleichen Vorsprung, dessen Rückwand durch eine breite Ziegelsteintreppe ausgefüllt wird. Wiederum erscheint uns das Panorama von Rom hier neu. Wie Berninis Kolonnaden den Petersplatz, so umfangen hier der Janiculus und die Albanerberge das südliche Rom, wie liebende Arme im Halbkreis. Und wie kontrastiert mit dieser Pracht das gelbrote Zentralgebäude mit den vielen Flügeln unter uns, das Strafgefängnis „Regina Coeli" (Himmelskönigin)! Erquickender wirkt dagegen der Palazzo Farnese, der jetzt imposant aus dem Häusermeer vor uns auftaucht! Wir steigen die einem Abschnitt aus einem alten Amphitheater gleichende Treppe hinauf, deren oberste Stufen durch eine Wand von Cypressen beschirmt sind, die malerisch sich abheben gegen des Himmels Blau. Stehen wir oben und kehren uns um, so erblicken wir einen rechteckigen Ausschnitt des mittleren Rom, das von vier Gebäuden beherrscht wird, dem stattlichen Quirinalpalast, der Kirche von Aracoeli, deren Fassade sich breit und braun in die Brust wirft, dem Kapitolsturm und dem Lateran. Links aber gleißt die Peterskuppel, dahinter der Monte Mario, und etwas rechts davon

steckt der Sorakte sein zackiges Haupt aus der grünblauen Ebene hervor.

Nun grüßt uns wohlgepflegte Gartenpracht. Pinien, Palmen, Agaven, Platanen umgeben uns. Links bietet sich eine schöne Überraschung. Wir schauen den Tiber und vier seiner berühmtesten Brücken, Ponte Sisto, Garibaldi, Quattro Capi und Ponte Rotto. Dahinter drängt sich die goldgelbbräunliche Villa Mattei auf, und in weiterer Ferne die „römischen Schlösser“ der Albanerberge.

Wir lassen die wohlgepflegten Straßen und folgen stets der Brüstung, da hier, wie in einem Wandelpanorama, ein schöner Blick den andren ablöst. Die Aussicht nach Norden weitet sich, aber unser Auge wird bald vom Häuserwirrwarr im Kessel unter uns angezogen. Vergeblich suchen wir das Rätsel zu lösen, warum bei dieser klaren Luft jede Raumvorstellung aufgehoben erscheint. Die mächtigsten Paläste, Kirchen, Türme, ob deren Größe wir unten so oft gestaunt, scheinen ihres Körpers beraubt und zu bloßen Coulissen hingeschwunden zu sein, so sehr sind sie ver- und in- und umeinander geschoben, als sei Rom zu einer Rumpelkammer eines Riesentheaters gewandelt. Selbst der Kundige kennt die einzelnen Gebäude kaum mehr aus der zusammengeschachtelten Masse heraus, und vergebens sucht er sich klar zu machen, warum der Turm der Universität nach waghalsigem Sprunge nun als Kokarde an der Sturmhaube des Pantheons prangt. Dort, wo die Brüstung einen rechten Winkel bildet, hat man ferner einen neuen Blick auf den Janiculus, der hier eine halbkreisförmige baumbewachsene Muschel scheint, aus deren Grün im Tal das weiße Kloster der Damen von Sacré Coeur her-

vorschimmert, und oben sich nur die Villa Lante, das Garibaldidenkmal, die Aqua Paola und vor uns am entgegengesetzten Ende die spanische Akademie hervorheben.

Und immer weiter folgen wir der Brüstung, bis an einer neuen Ecke halbrechts das Haus der Villa Lante über uns erscheint, das Raffaels Schüler Giulio Romano erbaute. Es ist heute das vielbeneidete Heim eines Deutschen, des bekannten Antiquars Professor Helbig. Von unserer Ecke aus überblicken wir den schönen Klostergarten, der von der Villa bis zur Ebene reicht, dahinter winken die Palmen des Gartens des Palazzo Corsini, dann dieser selbst, und ihm gegenüber die Farnesina, wo wir Raffaels Fresken bewunderten. Das Rundbild reicht aber, von hier aus gesehen, vom Monte Sorakte bis zu Castel Gandolfo, dem ehemaligen Versailles der Päpste. Vergebens suchen wir den Tiber, dafür entdecken wir nur die grüne Schlange der Alleen, die seine neuen Quais zieren.

Wir steigen nun hinauf vor das Haus der Villa Lante, vor welchem alte Eukalyptusbäume Wache halten. Seltsame Greise, die erst im November und Dezember jung werden und silbergrüne Blüten treiben! Neue Gartenpracht umfängt uns, aus Pinien, Agaven, Steineichen, Palmen jeglicher Art zusammengesetzt. Zur Abwechslung schlendern wir nun an die Geländermauer der Rückseite des langgestreckten Hügels, um einen Blick nach Westen zu tun. Zuerst erblicken wir die Baumsymphonie der Villa Panfili, aus der das statuengeschmückte Kasino hervortaucht, dann grünes Gehügel, rechts davon im Tal zahlreiche Essen, drauf einen Teil der vatikanischen Gärten mit der Sternwarte, die Peterskuppel und dahinter die Berge

Etruriens. Wie diese Reihe von Landschaftsbildern, von der römischen Sonne umbrannt, leuchten und funkeln!

Durch einen Alleetorso von Steineichen gelangen wir nun auf einen riesig großen leeren Sandplatz, die höchste Erhöhung des Janiculus, auf dem fast prahlerisch und doch imponierend das stattliche Garibaldidenkmal aufragt, als Sinnbild des „dritten Roms“. Die Leute des Vatikans empfinden es zwar als eine Beleidigung, daß dies eherne Reiterstandbild gerade auf der Kuppe steht, die von den Fenstern der Papstgemächer aus sichtbar ist; aber, wenn es den Italienern mit ihrer Einheit ernst ist, und sie also dem Heros, der ihnen diese Einheit verkörpert, ein Monument errichten wollten, das nicht bloß leere Phrase sein sollte, so konnten sie den kühnen General, den letzten der Condottieri, nur an dieser Stätte verewigen, die seinen Verzweiflungskampf von 1849 gesehen. Und so scheint aus dem ehernen Antlitz des Nationalheros auch der Triumph herauszuleuchten, daß der Traum seines Lebens Wahrheit geworden. Wir folgen der Richtung, die sein Blick weist, und treten an den östlichen Rand des Hügels, doch entdecken wir, daß der Ausblick auf Stadt und Campagna nicht so frei ist, wie wir wünschen möchten, da einzelne Laubcoulissen sich zwischen uns und das Landschaftsbild drängen. Doch in der rechten Ecke des Platzes bietet sich uns das südliche Rom, und diesmal um eine neue Nuance reicher, da auch das Kolosseum sichtbar wird. Die spanische Akademie aber, halb verborgen durch Wald und Busch, liegt jetzt tiefer als wir.

Die Straße senkt sich nun, rechts schiebt sich eine zum Garten gewandelte Hügelwelle vor, links begleitet

uns die duftige Kühle eines urwaldgleichen Gewirres von Eichen, Buchsbaum, Lorbeer und Ilex. Die mächtige Platanenallee aber, durch die wir ziehen, erinnert uns an den Pincio, da ihre rechte Seite mit Büsten berühmter Patrioten, Soldaten und Denker •gesäumt ist, die in den italienischen Freiheitskämpfen hervorragten.

Vor dem Tor angekommen, treten wir links. Ein schluchtenartiger Weg gähnt unter uns, der längs des parrhasischen Hains (bosco Parrasio) nach dem Tal führt. Jetzt ist dieser steile Weg verwahrlost, während er einst bessere Tage sah, als in dem Haine noch die Akademie der Arkadier blühte, und ihm gegenüber die vielen Mühlen klapperten, die einst Belisar hier anlegte. Das einzige Leben, das man noch gewahrt, zeigt der große Waschbrunnen, um welchen fleißiges Frauenvolk malerisch hantiert. Ein Blick nach links, und in neuem Aufbau präsentieren sich die Schroffen und Halden des Monte Mario, auch der Sorakte stellt sich wieder ein; vor uns, leuchtender, als je, auch die blaue Wand der Sabinerberge mit dem schimmernden Tivoli.

Lautes Rauschen lockt uns zum Weitergehen. Bald stehen wir vor der dreifachen Wasserfall-Fontäne der Paulinischen Wasserleitung (aqua Paola) die Paul V. (Borghese) vom Braccianosee nach Rom führte. Dann wenden wir uns links und gehen rechts an einer großen gärtnerischen Anlage vorbei, welche die schönsten Zierpflanzen zeigt, zum Vorplatz der Kirche Pietro in Montorio, welcher die bekannteste Aussichtsterrasse Roms darstellt. Wir sind auf spanischem Boden; denn die Kirche wurde von Isabella, der Katholischen, gebaut, die Terrasse selbst von Philipp III. von

Spanien, und der an die Kirche angebaute Palast, dessen kleiner Hof über der Stelle, wo Petrus den Märtertod erlitten haben soll, den berühmten Tempel Bramantes enthält, ist heute Sitz der spanischen Akademie.

Den besten Rundblick gewährt die Nordecke der großen Terrasse. Wir wiederholen im Gesamtblick alles, was wir auf unserer Wanderung im einzelnen geschaut, und finden, daß der herrliche Palazzo Farnese, von hier aus gesehen, am stattlichsten erscheint; stattlich präsentiert sich auch wieder der Palatin und der mit seinen Kirchenvesten prunkende Aventin. Auch Neues schauen wir, im Süden. Der Testacciobuckel im grasgrünen Rock, die goldschimmernde Fassade der Basilika S. Paolo fuori le Mura werden sichtbar, und vor allem die rosafarbene Trommel des Caecilia Metellagrabes, die unsere an Erhebung und Erbauung reiche Wanderung über die Via Appia antica ins Gedächtnis zurückruft.

Auch jetzt vermögen wir uns noch nicht zu trennen; treibt es uns doch, zum Abschied noch einmal an das Pankratiustor zu pilgern, um auf dem flachen Dache der „Osteria del Gran Panorama“ Roms schönstes Farbenschauspiel, den römischen Sonnenuntergang,*) zu genießen.

---

*) S. S. 209.

Anhang:

Zum Besuch der Hauptstraßen vor dem Tor sind besonders folgende Tage zu empfehlen:

21. Januar. Via Nomentana. (Lämmerweihe in S. Agnese.)
25. Januar. Via Ostiense. (Fest in S. Paolo fuori le Mura.)
25. März. Via Frascati. (Fest in Grottaferrata.)
Ostersonntag. Via Nomentana.
Osterdonnerstag. Via Appia nuova. (Königs-Rennen.)
Pfingstmontag. } Via Appia Nuova. (Fest
Erster Sonntag nach Pfingsten. } des Divino Amore.)
23. Juni. Vor Porta S. Giovanni. (Johannisnacht.)
Sonntag nach dem 23. Oktober. Villa Glori.
22. November. Via Appia Antica. (Fest in den Callistuskatakomben.)

Über die Fuchsjagden, die von Dezember bis März jeden Montag und Donnerstag in der Campagna geritten werden, und über die Wettrennen in Tor di Quinto Ende März siehe das Nähere in den römischen Tageszeitungen.

Alphabetisches Register.